



Mein Neustettiner Land

Ausgabe 1 · Sommer 2014



HIER RUHET IN GOTE.
JOHANN SAMUEL
KAULFUSS.
GEBOREN DEN 17. FEBRUAR
1780.
GESTORBEN DEN 26. SEPTEMBER
1852.



Kirche in Stepen/Ściepień



Liebe Landsleute!

Willi Ahrends (84) ist tot! Ganz plötzlich verstarb er am Sonntag, den 20. Mai 2014. Als er morgens die Küche betrat – seine Frau Ilse Waldow (82) hatte schon den Frühstückstisch gedeckt – straukelte er, fiel hin und schlug mit dem Kopf gegen die Herdkante. Er war bewusstlos, die Wunde blutete stark. Schon nach zehn Minuten war ein Notarzt zur Stelle, aber man konnte ihn nicht wiederbeleben.

Ein Schock! Ilse war total verzweifelt. Für kurze Zeit zog sie zu ihrer Tochter, denn in ihrem Haus in Dessau-Roßlau wollte sie nicht bleiben. Mittlerweile hat sie eine schöne Wohnung in einem Heim mit »Betreutem Wohnen«.

Während Willi Ahrends von Rügen stammte, ist Ilse Waldow in Augustenhof bei Grünewald geboren worden. Beide erlebten die DDR bis 1989. Danach suchten sie Kontakt zu den Pommern. Gleich nach der Wiederbelebung des Heimatkreises Neustettin übernahm Ilse die Kassenführung, und Willi half ihr dabei. Dies ist eine wichtige, verantwortliche Arbeit, die sehr viel Umsicht und Genauigkeit und sehr viel Zeit erfordert. Immer stimmte alles, immer wurden die HKA-Kollegen bestens informiert,

so dass wir beiden Dank und große Anerkennung schuldig sind.

Ilse Waldow hat sich bereit erklärt, als stellvertretende Vorsitzende das Amt der Kassenwartin weiterzuführen, wobei ihre Tochter Heidrun Steinig sie unterstützen wird. Ihr Willi wird ihr sehr fehlen.

Die Beisetzung der Urne soll am 21. Juni 2014 in Dessau-Roßlau stattfinden. Wir werden seiner gedenken und noch oft an ihn erinnert werden und uns fragen: »Wie hätte er es gemacht?«

Auf dem Titelbild dieser Ausgabe sehen Sie eine Fotografie des schönen Denkmals für **Johannes Samuel Kaulfuss**. Es steht auf der Seeseite des Gebäudes der ehemaligen Fürstin-Hedwig-Schule.

Zeit und Witterung haben es marode werden lassen. Die Kanten des Quaders stehen bis zu einem Zentimeter auseinander. Eine Renovierung ist dringend vonnöten!

In einer Gemeinschaftsaktion von Stadt und Kreis Szczecinek, den ehemaligen Fürstin-Hedwig-Schülern und den Neustettinern aus Stadt und Kreis soll es gründlich saniert werden. Eine Expertise (von Wiesław Adamski aus Szczecinek) liegt schon seit Oktober

2012 vor. Die Arbeitskosten (ex Transport) benannte er mit 30 000 Złoty (etwa 7 500 Euro).

Aber wie es bei Gemeinschaftsprojekten oft geschieht, man kommt nicht auf einen gemeinsamen Nenner. Zur Zeit scheint der Beginn der Arbeiten von der Genehmigung des Konservators abzuhängen. Von ihm kam aber schon der Einwand, 30 000 Złoty seien zu wenig.

Trotz dieses Aufschubs hoffe ich, dass mit den Arbeiten noch in diesem Sommer begonnen werden kann.

Wer war nun dieser Johannes Samuel Kaulfuss?

Er wurde 1780 in Poznań geboren, dem späteren Posen, Hauptstadt der preußischen, zweisprachigen Provinz gleichen Namens. 1824 wird er als Schulleiter an die renommierte Fürstin-Hedwig-Schule (gegründet 1640) in Neustettin versetzt.

War die Schule bei seiner Ankunft mit lediglich 66 Schülern von der Schließung bedroht, so gab es bei seinem Tod schon wieder 205 Schüler. Kaulfuss kümmerte sich sehr um die polnische Sprache («Über den Geist der polnischen Sprache. Eine Einleitung in die polnische Literaturgeschichte») und trug nachhaltig zum gegenseitigen Verständnis von Deutschen

und Polen bei (Polen existierte nach den polnischen Teilungen und dem Wiener Kongress praktisch nicht mehr).

Nach seinem Tod 1832 stifteten die ehemaligen Schüler des Fürstin-Hedwig-Gymnasiums ihm ein Denkmal mit der Inschrift ›SEIN GUTES GING AUF ANDERE ÜBER‹. Dieses Denkmal stand früher bei der Nikolaikirche und kam nach dem Krieg an den heutigen Platz. Es wird von Polen wie Deutschen gleichermaßen hochgeschätzt!

Des Weltkriegs (seit dem 2. nennt man ihn den 1.) soll in diesem und im nächsten Heft gedacht werden. Einhundert Jahre sind seit dem Beginn vergangen. Während im Winterheft die Chronologie aufgezeigt werden wird, werde ich in diesem Heft darüber berichten, wie die Kriegszeit von 1914 bis 1918 in Neustettin erlebt wurde. Eine Grundlage hierfür schafft das Buch ›Neustettin im Weltkrieg‹, das der Pfarrer Robert Carlsburg geschrieben hat im ›Auftrag des Magistrats‹ und das von der Norddeutschen Presse 1917 herausgegeben wurde.

Für uns heute ist es verblüffend, mit welcher Begeisterung die Neustettiner (und nicht nur die Bürger dort!) den Kriegsbeginn

begrüßten. Fröhlich und mit Blumen und Musik verabschiedete man die Soldaten am Bahnhof, und auch ihre Gesichter zeigen meist ein Lächeln.

Zunächst folgte einem Sieg ein anderer, und die Freude und auch Stolz darauf waren größer als die Trauer über Verwundete oder Gefallene. Erst nach und nach – und natürlich individuell unterschiedlich – änderte sich die Stimmung. Die Siege gehörten zum Alltag, aber nach und nach fragte man sich, wann der entscheidende Endsieg komme. Hatte man den Krieg fast wie eine Kaffeefahrt begonnen und geglaubt, dass er schnell und natürlich siegreich beendet würde, so wandelte sich die Stimmung. Der Bürger wurde nachdenklich, nicht zuletzt auch wegen der Versorgungslage. Der Krieg wurde zu einer ›Frage des Magens‹, wie der Autor es nannte.

Während die Menschen in den Großstädten schon darben, ging es den Neustettinern meist nicht schlecht. Jeder hatte Freunde oder Bekannte in den Dörfern ringsum, die schon mal Kartoffeln, eine Seite Speck oder Eier gaben/verkauften.

Entscheidend für die spätere Niederlage war der Kriegseintritt der USA. Und dann ging alles ganz schnell. Hatte man noch die eigene Überlegenheit und Sieges-

Jeden Augenblick
des Lebens,
den günstigsten
so wie den ungünstigsten,
zum bestmöglichen,
zu machen,
darin besteht die Kunst
des Lebens.

G. C. LICHTENBERG

gewissheit im Kopf, so wurde man schon mit dem 14-Punkte-Plan Wilsons für einen Waffenstillstand konfrontiert. Nicht die ernste Situation erkennend, lehnte man die Annahme ab, man fand das als anmaßend.

Was dann in Versailles von den Siegermächten beschlossen und den Verlierern diktiert wurde, war weitaus schmerzlicher. Schon damals wiesen weit schauende Leute darauf hin, dass dieses Diktat Ausgangspunkt für einen Folgekrieg werden könne. Und so kam es dann ja auch!

Parallel dazu fand in Berlin die Revolution statt. Der Kaiser trat zurück und ging ins Exil. Einer Regierung folgte die andere, die politische Lage war äußerst instabil.

In Neustettin erhielt man diese

Informationen nur scheinweise – fast ausschließlich über die Norddeutsche Presse. Ehe man sich versah, gab es auch in Neustettin Arbeiter- und Soldatenräte. Und so manch einer fragte: Warum überhaupt dieser Krieg? Oder: Haben wir dafür gekämpft, haben dafür so viele Soldaten in einem grausamen Krieg ihr Leben lassen müssen?

Eine neue Zeit hatte begonnen!

Heute (12. Juni 2014) beginnt in Brasilien die **Fußball-Weltmeisterschaft (WM)**, ein hoffentlich sehr fröhliches Ereignis, das auch darauf hinweisen kann, dass es in Brasilien noch sehr viel zu verbessern gibt. Mögen es wieder heitere Spiele werden, bei denen die beste Mannschaft gewinnt.

Sollte dies – auch mit Glück – die deutsche Mannschaft sein, so wollen wir uns darüber freuen!

Kürzlich hörte ich sagen, der Fußball sei eine Ersatzreligion geworden. Die Kirchen sind leer, die Stadien voll. Und in der Tat gibt es Parallelen: Messen und Gottesdienste werden von den Spielen der Bundesliga ersetzt, die großen Kirchenfeste durch EM, WM oder die Champions League, und Heilige hat man auch schon, mögen sie Maradona, Beckenbauer, Ronaldo oder Pepe Guardiola heißen.

Immerhin hat man viele Fußball-Großereignisse mit einem moralischen Korrektiv versehen: ›RESPECT‹. Wenn dies nicht eine flüchtige Formel ist, sondern zu Nachdenklichkeit und zu einer veränderten Meinung führt, dann ist das ein großer Gewinn!

Zum Schluss möchte ich auf ein für uns sehr wichtiges, wenngleich wohl betrübliches Thema zu sprechen kommen, auf unser **Heimatmuseum Kreis Neustettin** in unserer Patenstadt Eutin.

Was 1992 so hoffnungsvoll begann (Ulrich Schreiber!), könnte im nächsten Jahr enden. Wir ehemaligen Neustettiner können das Museum aus eigener Kraft nicht (be-)halten. Nachlassende Spenden und sinkende Besucherzahlen sprechen eine deutliche Sprache.

Deshalb appelliere ich hiermit an Sie, vor einer eventuellen Schließung unser Museum wieder einmal zu besuchen zu Ihrer (und Frau Kennels!) Freude.

Ich wünsche Ihnen einen schönen, abwechslungsreichen Sommer – möglichst ohne Unwetter!

(Und doch kann sich so manch einer von uns an die dramatischen, schweren Sommergewitter in Pommern erinnern!)

Ihr Siegfried Raddatz

Ansprache zum Neujahrsempfang der Stadt Eutin am 12. Januar 2014

PROBST MATTHIAS WIECHMANN

Lieber Herr Dieter Holst!
lieber Herr Klaus-Dieter Schulz –
Bürgervorsteher und
Bürgermeister unserer Stadt!
Lieber Herr Georg-Wilhelm
Prinz zu Waldeck!
Liebe Eutinerinnen und Eutiner!
Liebe Gäste!

Auch bei Ihnen in den Wohnungen und Häusern, im Rathaus und in den Geschäften werden jetzt der Tannenbaum abgeschmückt und entsorgt sein und der Weihnachtsschmuck wieder sorgfältig in den Kartons für die kommende Festzeit verpackt!

Ich weiß nicht, wie es Ihnen damit ergeht. Mich hat dieser Moment des Weges in den Keller – mit den Kartons unterm Arm – immer etwas wehmütig gestimmt – bis, ja, bis ich es mir angewöhnt habe, immer ein Teil des weihnachtlichen Schmuckes stehen oder liegen zu lassen: eine nur halb abgebrannte rote Kerze, eine Krippenfigur oder einen Strohstern. Ich weiß von etlichen unter Ihnen, die es auch so halten.

BERTOLT BRECHT

Vergnügungen

Der erste Blick aus dem Fenster
am Morgen
Das wiedergefundene alte Buch
Begeisterte Gesichter
Schnee, der Wechsel der Jahreszeiten
Die Zeitung
Der Hund
Die Dialektik
Duschen, Schwimmen
Alte Musik
Bequeme Schuhe
Begreifen
Neue Musik
Schreiben, Pflanzen
Reisen,
Singen
Freundlich sein

Ich habe an diesem Jahresanfang diesen kleinen Engel vor der Dunkelheit im Karton bewahrt! Ein Engel, der mich und heute auch Sie noch lange, noch möglichst weit in dieses angebrochene neue Jahr hinein, im Licht des Geschehens der Christnacht halten soll. Weil ich meine: das wäre das Beste, was uns passieren könnte! Das Beste für uns persönlich wie für unsere Stadt! Für das Leben:

Wenn Weihnachten Fortsetzung fände im nun schon wieder einsetzenden Alltag unseres Lebens mit seiner Unruhe, seinen Herausforderungen und Belastungen! Weihnachten soll weitergehen in unserem Leben!

Ja, das wünsche ich einer jeden und einem jeden von uns und unserer Stadt im ganzen!

Das wünsche ich persönlich und auch für unsere Kirchen sowie die christlichen Gemeinschaften, die uns ökumenisch verbunden sind.

Dass Weihnachten sich in den Wochen und Monaten dieses neuen Jahres durchhalten und leben lasse!

Nicht immer und ständig, was überfordern wäre; aber immer öfter und beherzter: Weihnachten leben; das, was es bedeutet:

Frieden auf Erden!

Leben in ganzer Fülle für alle!

Lebensättigung mit Segen und Glück; mit göttlicher und menschlicher Nähe!

Ja, Nähe, lieber Bürgergemeinde und Christengemeinde, – das ist für mich der Extrakt aus der Christnacht; Elixier für ein persönlich glückliches und gemeinschaftlich humanes Leben. Wer sehnt sich nicht danach, – nach Nähe! Wie viel Seufzen ist darum in unserer Welt!

»Gott nahe zu sein, ist mein Glück«, bekennt ein Wort der Bibel, das als Losung über diesem Jahr 2014 steht.

Ich weiß, das klingt fromm! Für viele von uns vielleicht zu fromm, zu fremd, als dass sie sich darin wiederfinden könnten.

Aber das möge ja gerade als Botschaft der Christnacht noch in uns nachklingen – durchs neue Jahr hindurch!

Gott kennt unsere Sehnsucht nach Nähe! Und hat sich uns darum so nahe gebracht, wie es näher nicht geht! Ist in dem Kind von Bethlehem selbst Mensch geworden. Das ist Gottes Segen, unser Glück! Denn seitdem gilt: fast wie eine Gleichung: Gott nahe zu sein ist: Menschen nahe zu sein; Nähe – ein Segen und ein Glück!

Das also, was wir uns von Silvester an, von der Schwelle vom alten zum neuen Jahr herunter bis hierher, bis in diese Stunde des Neujahrsempfang hinein so gerne und oft gewünscht haben und wünschen: ein gesegnetes, ein glückliches Neues Jahr. Die Erfahrung also von NÄHE!

So wünsche ich Ihnen für unsere Kirchen in Ostholstein und unsere Gemeinden vor Ort jeweils ganz persönlich, liebe Eutinerinnen und Eutiner, einen Engel des

Segens an Ihre Seite auf dem Weg durch die Zeiten Ihres Jahres; also mindestens einen Menschen als Geschenk des Himmels, der Ihnen nahe bleibt mit himmlischer Geduld und Gelassenheit, wenn Sie sich getrieben fühlen!

Der Ihre Seele sättigt mit Humor, tröstender Freude und Unternehmungsgeist, wenn Sie sich lebenshungrig fühlen.

Der Sie versteht – auch ohne Worte; mit Ihnen redet, wenn Sie gute Worte brauchen! Ich wünsche Ihnen also, was die Lyrikerin Mascha Kaléko als Sentenz für ihr eigenes Leben einmal so festgehalten hat: »Man braucht nur eine Insel im weiten Meer. Man braucht nur einen Menschen; den aber braucht man sehr.« und Glück wünsche ich unserer Stadt. Das sind für mich Menschen, die anderen Menschen nahe zu kommen bereit sind.

Die dazu auch Grenzen der gesellschaftlichen Milieus und der sich auch bei uns in der Kleinstadt schon ausbildenden Parallelwelten überwinden.

Glück für die Stadt sind Menschen, die sich nicht scheuen, dorthin zu sehen und zu gehen, wo sie gebraucht werden. Die für einen Geist, eine Atmosphäre der Menschlichkeit sorgen, in der

Berührungsängste überwunden werden.

In dieser Hinsicht kann sich unsere Stadt glücklich schätzen, schon viele solcher Menschen in ihren Mauern zu haben, die aus Menschenfreundlichkeit hingehen, hingucken und die Hände rühren.

Wie wäre es wohl um den Frieden in unserer Stadt, um die materielle und seelische Lebenssättigung einer immer noch steigenden Anzahl von Mitbürgerinnen und -bürgern Eutins bestellt ohne die Frauen und Männer der Eutiner Tafel, des kirchlichen Mittagstisches und Sozialdienstes, der Betreuungvereine, der Serviceclubs, des Kinderschutzbundes und vieler sozialer Dienste und Einrichtungen mehr?

Ja, dieses Glück, Menschen in ihren Toren zu haben, die anderen Menschen nahe kommen, hat unsere Stadt Eutin schon! Und sie verdiente davon noch mehr!

Wie unsere Gesellschaft insgesamt. Noch mehr weihnachtlich bewegte Menschen, die ihren bisher vielleicht eher auf rein wirtschaftliche und politische Motive ausgerichteten Blickwinkel zu weiten bereit werden und mit danach schauen und sorgen, was wir für den Erhalt unserer Menschlichkeit brauchen.

Für mich zählt dazu: Raum und Zeit zur Ruhe und zur andächtigen Stille; zum vom sonstigen Trubel freigehaltenen würdevollen Gedenken unserer verstorbenen Menschen an den dafür eingerichteten und geschützten stillen Feiertagen!

Das Weihnachtsgeschäft hat sein Recht und seine Zeiten im Dezember wie das respektvolle Erinnern und Gedenken und Trauern um unsere Toten im November.

Eine Gesellschaft, die, wie zuletzt auch in Ostholstein erlebt, eine Vermischung zulässt, entgrenzt die Zeit, verhindert Lebensnähe und büßt somit an Humanität ein.

Die aber soll doch zunehmen! Und damit das Glück, das es be-

deutet, einander nahe zu sein. Und Verständnis füreinander zu haben. Und Respekt füreinander aufzubringen. Und Toleranz und Nächstenliebe zu üben!

Noch einmal: etwas Besseres können wir uns doch gar nicht vornehmen als dass auf diese Weise Weihnachten weitergeht – an möglichst vielen Tagen auch dieses Jahres 2014!

Mut und Kraft und Phantasie dazu aus Gottes Segen, also weihnachtlich zu leben, – nicht immer, aber immer öfter und anhaltender, das wünscht sich selber und Ihnen – von dieser Seite aus zum letzten Mal –

Ihr Propst Wiechmann.

Wolken

Ihr wunderbaren weißen Wolkenwellen
schäumt durch der Himmelsmeere tiefes Blau,
und Euer keine muss im Sturm zerschellen
an hoher Uferfelsen hartem Grau.

Ihr kennt nicht Ziel noch Grenze! Nur die Ferne.
Um Euch zu spiegeln, halten Meere still,
und Euer Schmuck zur Nacht sind Mond und Sterne
die Ihr umsegelt, wie der Wind es will.

RITA VON GAUDECKER





HEIMATKREISAUSSCHUSS NEUSTETTIN

VORSITZENDER UND
HEIMATKREISBEARBEITER:
Dr. Siegfried Raddatz,
Jakob-Böhme-Str. 21,
51065 Köln/Buchheim,
Tel. 02 21-69 87 85
e-mail: raddatz-siegfried@t-online.de

STELLVERTRETENDE VORSITZENDE:
Ilse Waldow,
Knarrberg 79, 06846 Dessau,
Tel. 03 40-61 06 21

KASSENWARTE:
Ilse Waldow und Willi Ahrends
Adresse wie oben

I M P R E S S U M

HERAUSGEBER:
Heimatkreisausschuss Neustettin

REDAKTION:
Dr. Siegfried Raddatz,
Anschrift siehe oben
Webseite: www.neustettin.de

*Zur Überweisung Ihrer Spende, um die
wir recht herzlich bitten, benutzen Sie
bitte den beiliegenden Überweisungsträger.
Er liegt im Umschlag neben dem Heft,
nicht im Heft.*

HKA Neustettin,
Postbank Kto. Nr 649 757 100,
BLZ 100 100 10

INHALT HEFT 1 / 2014

- 1 Liebe Landsleute!
- 5 Ansprache zum Neujahrsempfang
der Stadt Eutin, Januar 2014
Probst Matthias Wiechmann
- 10 Wir gratulieren
- 14 Todesanzeigen
- 19 Mein Pommern
- 20 Der Pommer / Danz im Kraug
- 21 Erster Weltkrieg
- 22 Neustettin im Weltkrieg
- 29 Polnische Landschaft
- 30 Reichskristallnacht –
Reichpogromnacht
- 33 Die Verfolgung der Juden
in Tempelburg
- 35 Fragen zum Heimatrecht
- 39 Aktuelle Bücher
- 40 Porträt Martin Bahlmann
- 48 Vom Schulwesen in Priebkow
- 50 Erlebtes bewahren
- 60 Taufengel in Pommern
- 62 Leben mit Tieren
- 70 Gefangenenpost
- 71 Brief von Ursula Rosenow
- 76 Rund um den Streitzigsee
- 79 Was der Streitzigsee
für Neustettin war
- 80 Mein Neustettiner Land
- 81 Die Dynastie Schreiber
- 87 Konzert als Versöhnungsbeitrag
- 90 Termine
- 91 Erste Holzpantinen
im Erdbunker gefertigt
- 95 Von Nachbarn und
anderen lieben Leuten
- 101 Meine Kindheit in Lübgust
und die Flucht
- 108 Gedicht, Kurt Tucholsky

Bildnachweise: Archiv: Umschlag 1, 2 Archiv J. Horn: 23, 25, 32, 72, 73, 75
B. Becher Carus 61 J. Gasiul 31 S. Geske 91–94 Heimatmuseum Eutin 102,
105, 107 W. Mertins 62–65 U. Rosenow 71 M. Schmidt 29 U. Schreiber 81–83
H. v. Sahlen 85 U. Thiel 52–57 D. Westphal 30 alle anderen Bilder S. Raddatz

Die Seiten

10 bis 18

**sind im Internet leider
nicht verfügbar!**

MEIN POMMERN

Jüngst hört ich, wie von meinem Heimatlande, von meinem Pommern, man verächtlich sprach.
Ein hässlich Land, arm, voll Sumpf und Sande, und Pommerns Volk, den anderen noch weit nach.
Das sagte ich: »Verzeiht, ich möchte fragen, habt Ihr mein Pommern denn schon recht gesehen?
Schon Rügen, wo der Stubnitz Höhen ragen und wo der Stubbenkammer Felsen stehn?
Seid von Stettin Ihr schon zum Strand gefahren und von Stettin hinauf den Oderstrom?
Saht Pommerns Seen Ihr, die spiegelklaren, und schrittet Ihr durch Pommerns Waldesdom?
Zogt Ihr entlang schon den Forellenbächen in unsrer Schweiz beim lieblichen Polzin?
Saht Ihr die körnerschweren Weizenflächen bei Pyritz, Rügenwalde und Demmin?
Habt Rügenwalder Spickbrust Ihr gegessen, Stralsunder Flunders und Kösliner Wurst?
Habt Ihr in Pommern irgendwo gegessen, mit Pommernbräu zu stillen Euren Durst?
Saht in Stettin Ihr schon die vielen Masten, wie sie geschäftig ziehen ihre Bahn
und Tag und Nacht nicht ruhen oder rasten?
Und saht Ihr schon den mächtigen ›Vulkan‹?
Und lerntet Ihr schon Pommerns Frauen kennen, so treu, so lieb, das Herz am rechten Fleck?
Und hörtet Ihr schon Pommerns Männer nennen, Ernst Moritz Arndt, Joachim Nettelbeck?
Und wisst Ihr, wie sich jetzt im Völkerringen die alte Pommerntreue neu bewährt?
Wie sie daheim in Pommern Opfer bringen, und wie da draußen kämpft das Pommernschwert?«
So fragte ich, und alle, alle schwiegen. Sie schwiegen, da mein Wort sie überwand.
Und dieses Wort soll jeden gleich besiegen, der Dich verachten will, mein Pommernland!

Von einer Grußkarte aus Labes in Pommern

Das Glück

Richard Zoozmann

*Es huscht das Glück von Tür zu Tür,
klopft zaghaft an: »Wer öffnet mir?«
Der Frohe lärmt im frohen Kreis
und hört nicht, wie es klopft so leis'.
Der Trübe seufzt: »Ich lass' nicht ein,
nur neue Trübsal wird es sein.«
Der Reiche wähnt: »Es pocht die Not.«
Der Kranke bangt, es sei der Tod.
Schon will das Glück enteilen sacht,
denn nirgends wird ihm aufgemacht.
Der Klügste öffnet just die Tür.
Da lacht das Glück: Ich bleib' bei Dir!*

Der Pommer

Ein Pommer kommt ins Himmelreich
und denkt, vor Gott sind alle gleich.
Doch Petrus schaut ihn an und spricht:
»Ein' Pommer im Himmel brauch' ich nicht.
Fahr' lieber Du hinab zur Erden,
damit die Menschen wie Pommern werden.«
Und Petrus spricht mit Blitz und Donner,
ein glücklicher Mensch ist nur ein Pommer.
Ein Pommer muss mal einen heben.
Sein Leben lang will er nur streben.
Das hat er immer so getan,
drum fängt er auf der Erd' gleich an.
Er ist zwar still, auch etwas schüchtern,
betrachten tut er alles nüchtern.
Drum baut er sich zuerst ein Haus
und schmückt es gleich von innen aus.
Nun fängt er wieder an zu sparen.
Er will 'ne Frau und Kinder haben,
damit die Menschen hier auf Erden,
wenn möglich alles Pommern werden.
Jetzt hat er alles gut bestellt,
den Pommer gibt's auf der ganzen Welt.
Ein jeder kann es ja doch sehen,
wo seine neuen Häuser stehen.
Der Pommer ist ein Pferdefreund,
den Petrus das besonders freut.
Als Dank dafür lässt er ihn fahren
gen Himmel zu den alten Ahnen.
Nun schaut herab vom Himmel er
auf sein geschaffen Pommern-Heer.
Im Himmel ist er nie allein,
denn Engel können nur Pommern sein!

H.J.Schumann

ingesandt von Günter Geske
aus Leverkusen, früher Lüzow

Danz im Kraug

De Moagd: Rasch de grote Hausflur schüre
un de Deig taom Backe süre,
Köf afmelke in de Ri
un denn is de Tiet vörbi.
Arbeet givt dat mehr als naug!
Flink tau:
Hüt is Danz im Kraug!

De Knecht: Runner mit dem Feure Hö,
Reuwe maohle för de Köh,
kalwt doch wol kein vör de Tiet,
ok de Sög is bol so wiet.
Arbeet giwt dat mehr as naug!
Flink tau:
Hüt is Danz im Kraug!

De Dochter: Nu arstmaol dat Ete koacke,
Heuhner ok taom Futtre locke,
Rüsch möte noch an't Kleed,
ne, wo doch de Tiet vergeht!
Arbeet giwt dat mehr as naug!
Flink tau:
Hüt is Danz im Kraug!

De Söhn: Ran! Bevör wi düchtig fiere,
möt wi noch dat Hackels schniere,
Haofer sichte för de Peer,
süss geht noch de Buer tau kehr.
Arbeet giwt dat mehr as naug!
Flink tau!
Hüt is Danz im Kraug!

De Buer: Wenn man de junge Lüür so süht,
mutt man sik doch wunnere hüt.
Weit woll, wat dorhinner steckt:
in miene Bein' dat ok noch treckt.
Morge giwt dat mehr as naug!
Laot sein:
Hüt is Danz im Kraug!

Aus Fritz Raeck, Pommersche Literatur

Erster Weltkrieg

WIKIPEDIA

Der Erste Weltkrieg wurde von 1914 bis 1918 in Europa, dem Nahen Osten, in Afrika, Ostasien und auf den Weltmeeren geführt und forderte rund 17 Millionen Menschenleben. Der Krieg begann nach dem Attentat von Sarajevo mit der Kriegserklärung Österreich-Ungarns an Serbien am 28. Juli 1914 und endete mit dem Waffenstillstand von Compiègne am 11. November 1918, der einen Sieg der aus der Triple-Entente hervorgegangenen Kriegscoalition bedeutete.

Wesentliche Kriegsbeteiligte waren Deutschland, Österreich-Ungarn, das Osmanische Reich und Bulgarien einerseits sowie Frankreich, Großbritannien und das Britische Weltreich, Russland, Serbien, Belgien, Italien, Rumänien, Japan und die USA andererseits. 40 Staaten beteiligten sich am bis dahin umfassendsten Krieg der Geschichte, insgesamt standen annähernd 70 Millionen Menschen unter Waffen.



Roman von 1889
Friedensnobelpreis 1905

Neustettin im Weltkrieg

Kriegschronik der Stadt Neustettin
von Pastor Robert Carlsburg

NORDDEUTSCHE PRESSE, FEBRUAR 1917

... sodann gilt es, für kommende Geschlechter die Erinnerung an die gewaltige Zeit festzuhalten zu ihrem Nutz und Frommen, damit sie für sich daraus lernen und Fehler vermeiden, wie sie vorgekommen sind.

... da die Zahl der aus unserer Stadt zu den Fahnen Einberufenen weit über 1000 hinausging.

Mit wie vielen Hoffnungen zogen wir in den Krieg! Darunter war auch die: Wenn erst der Krieg zu Ende ist – und lange kann es ja nicht dauern – dann wird alles so sein, wie es einstmals war.

Stimmungsbilder aus Neustettin bei Kriegs- ausbruch und während des Krieges

In Sarajewo (Bosnien), wo er zu militärischen Zwecken weilte, waren der Thronfolger Österreichs-Ungarns, Erzherzog Ferdinand und seine Gemahlin den Revolvergeschüssen eines serbischen Mordbuben am 28. Juni 1914 zum Opfer

gefallen. Nach einer Frist erfolgte seitens der Donaumonarchie der Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu Serbien und die Eröffnung der Feindlichkeiten am 25. Juli 1914. Russland hatte schon am Tag zuvor erklärt, dass es den Serben beistehen wolle. Kaiser Wilhelm war am 27. Juli von einer Nordlandreise zurück nach Berlin gekommen. Auch die Bürger Neustettins gerieten in große Aufregung. Am Freitag, den 31. Juli, gab es am Bezirkskommando rote Anschläge:

Durch Kaiserliche Verordnung ist der Bezirk der Kreise Rügens, ... und Neustettin Kriegszustand erklärt. Die vollziehende Gewalt geht an die Militärbefehlshaber über ...

**Veröffentlichungen und Mitteilungen über militärische Angelegenheiten sind verboten.
Stettin, den 31. Juli 1914**

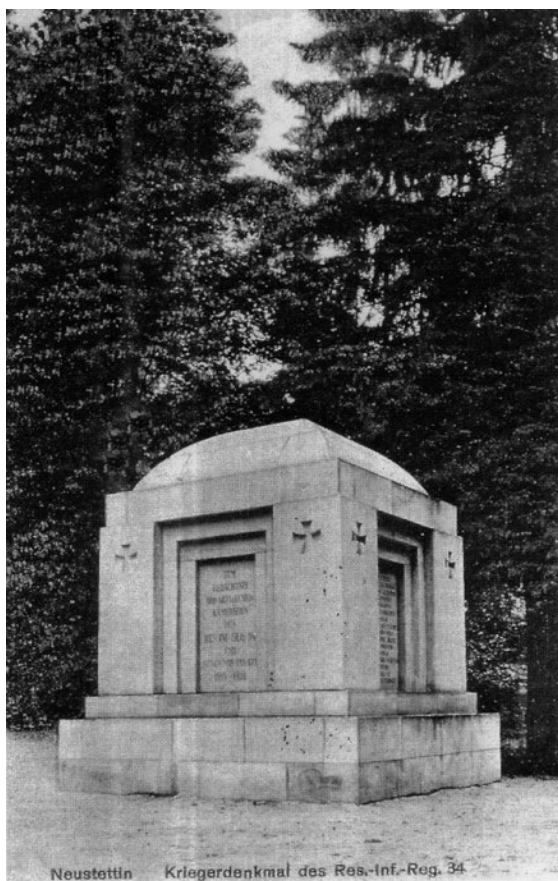
Sofort nach Bekanntwerden dieser Verordnung ist die König-

straße voller Menschen, die zu Fuß oder zu Rad zum Bezirkskommando eilen, um durch eigenen Augenschein sich von den Anschlägen zu überzeugen. Auf den Straßen bilden sich mehr noch als an den Tagen vorher Gruppen, die die Lage lebhaft besprechen. Vor der ›Norddeutschen Presse‹ stauen sich die Menschen, um die dort angeschlagenen Notizen, Bekanntmachungen und Telegramme zu lesen. Auf der Post wie auf dem Landratsamt arbeiten die Beamten in fieberhafter Tätigkeit, oft die Nächte hindurch.

So kommt der 1. August heran. Je weiter die Zeit vorrückt, desto erhöhter wird die Spannung, desto erregter die Ungeduld. Als um 4 Uhr nachmittags noch keine Nachricht da ist, ob Krieg oder Frieden (es war bekannt geworden, dass bis mittags die Entscheidung fallen sollte), beginnt eine leise Enttäuschung Platz zu greifen. Da – es ist eben 6 Uhr durch – kommt ein Radler die Königstraße entlang und gibt Kunde von der erfolgten

Mobilmachung.

An der Post hängt ein kleiner, unscheinbarer Zettel mit einer kurzen und doch so inhaltsschweren Nachricht: »Mobilmachung bekannt gegeben. Erster Mobilmachungstag: 2. August ...



Neustettin Kriegerdenkmal des Res.-Inf.-Reg. 34

Am Tage darauf, Sonntag war's, war die Kirche überfüllt... Auf den Straßen wieder wie gestern wogende Begeisterung. In den Anlagen war der Verkehr am Sonntag nachmittag sehr gering; die Motorfahrt auf dem Streitzigsee ruhte vollständig ...

Vom zweiten Mobilmachungstag, vom Montag, den 3. August ab, gewann unser Städtchen ein völlig verändertes Aussehen. Zu

Hundertern kamen die Einberufenen und wurden hier teils eingekleidet, teils zu Sammeltransporten zusammengestellt und mit der Bahn in andere Garnisonen befördert. Die Stadt wimmelte von Uniformen ...

Um Ausschreitungen zu verhindern, war der Ausschank von Alkohol in jeglicher Form verboten ...

Gleichzeitig mit der Aushebung von Mannschaften fand eine solche von Pferden statt. Auf dem Weinbergplatz wurden 1837 Pferde ausgemustert, während noch mehr den Besitzern blieben ...

Mit Eintreten des Kriegszustandes trat auch das Sanitätswesen in Tätigkeit. Kehren wir zurück zu unserer Truppe, zu unseren 34ern. Sie waren zum Ausmarsch bereit. Am Freitag, den 7. August, abends $\frac{1}{2}$ 9 Uhr geleitete eine unabsehbare Menschenmenge die 34er zur Bahn, die unter schmetternden Klängen und frohen Gesängen zum Städtchen hinaus marschierten ...

Am Bahnhof stand ein ungeheuer langer Zug Richtung Osten, Richtung Russland. Die Wagen waren zum Teil mit frischem Grün geschmückt, auch mit Inschriften wie ›Eilgut nach Russland! Berliner Jungens‹, auch sah man: ›Jeder Schuss – ein Ruß. Jeder Stoß ein

Frantzos. Die Stimmung der Leute war begeistert: Auf dem Bahnhof reichten sich Krieg und Frieden geschwisterlich die Hand ...

Dass sofort die Feldpost ins Leben trat, ist selbstverständlich – alle Postkarten und Briefe der Feldzugsteilnehmer an ihre Angehörigen und die Sendung dieser an jene genossen Portofreiheit.

Einen großen Einfluß übte die Mobilmachung selbstverständlich auf den Handel und Geldverkehr aus. Um einer Bewucherung der Bevölkerung vorzubeugen, setzte das Garnisonskommando Höchstpreise fest ...

Nach der Mobilmachung

Bald wurde auch uns der Ernst des Krieges deutlich vor die Augen gestellt. In den Zeitungen erschienen die Verlustlisten. Nachdem die großen Schlachten zur Befreiung Ostpreußens geschlagen waren, durchrollten auch unseren Bahnhof fortwährend Verwundetenzüge.

Am 24. August hielten auch die ersten Verwundeten – 150 waren es – bei uns ihren Einzug.

Auch andere Boten sandte der Krieg in unser Städtchen: Flüchtlinge aus Ostpreußen. Sie hatten vor den Russenhorden fliehen müssen, hatten Hab und Gut im Stich lassen müssen, und eine gan-

ze Reihe von ihnen hatte den Weg nach Neustettin gefunden.

Aber auch die Urheber der in Ostpreußen begangenen Greuelthaten sollten wir mit eigenen Augen sehen. Am 9. Oktober passierten die ersten 30 russischen Kriegsgefangenen ...

Schon bald nach Kriegsausbruch hielt tiefe Trauer Einzug in Neustettin. Am 15. August kam die erste Trauernachricht in unser Städtchen. Der Elektromonteur Mendritzki von den städtischen Gas- und Elektrizitätswerken – etwa 30 Jahre alt – fand am 8. (oder 10.) August 1914 den Tod durch Verbrühen auf einem Torpedoboot. Und wieviel Leid folgte diesem ersten!

Stimmungsbilder aus der Kriegszeit

Gleich von Kriegsbeginn an wurden wir, fast möchte ich sagen, verwöhnt durch Siegesnachrichten, die natürlich sofort die rechte Siegesfreude auslösten.

22. August 14: Als ich heute früh zur Norddeutschen Presse ging, prangte die Stadt, Rathaus und Landratsamt voran, in Flaggen-gala.

29. August 14: Als ich W. zur Schule brachte, sah der Superintendent aus seinem Fenster und teilte mir



den Eingang eines Telegramms mit, wonach die englische Armee bei St. Quentin vernichtend geschlagen sei. Es sei schulfrei. W. ging doch noch zur Schule, wo den Kindern einige Mitteilungen über den Sieg gemacht wurden. Dann ein dreifaches Hurra und Heil dir im Siegerkranz! Überall Flaggen, freudig lachende Gesichter, dazu goldener Sonnenschein und blauer Himmel ...

Es wird immer stiller und trüber

Leise beginnt ein Stimmungsumschwung einzutreten, ein Umschwung nicht gerade günstiger Art. Die Länge des Krieges, die vielen errungenen militärischen Vorteile, die häufigen Siegesnachrichten wirken abstumpfend. Die Leute beginnen, sich an den Kriegszustand zu gewöhnen und daher gleichgültig zu werden.

Die schlimmsten aller Feinde eines kriegführenden Volkes sind die Verzagttheit und Schlawheit, die Unzufriedenheit und Unlust, kurz mit einem Wort: »Das Nichtsiegenswollen.« Für viele war ja der Krieg mehr und mehr eine Magenfrage geworden. Die Rationierung der Lebensmittel, das Sich-Einschränken-Müssen und -Sollen war den Leuten unbequem geworden. Die Frontsoldaten kehrten vom Urlaub in der Heimat oft verbittert und niedergeschlagen zum Kampfplatz zurück, so dass ein Hauptmann von der Front an seine hier wohnende Frau schrieb: »Was fangt Ihr nur mit den Urlaubern an! Ehe sie nach Hause fahren, pfeifen und singen sie und sind fröhlich. Kehren sie an die Front zurück, so sind sie gar nicht wiederzuerkennen.«

Vertreter der Stadt, des Kreises und der Kirche leisteten Aufklärungsarbeit. Die Einberufung eines Ausschusses, der 36 Mitglieder zählte, wurde für den 3. Januar 1918 vorgenommen. Die Norddeutsche Presse schrieb darüber: »Der Vorsitzende Carlsburg hielt einen Vortrag über den Zweck der Versammlung. Es geht darum, Aufklärung zu verbreiten, dass unser deutsches Volk vor den endgültigen Entscheidungen des uns aufgezwungenen Krieges steht, die nächsten Monate aber noch schwere Aufgaben und weitere Entbehrungen bringen werden. Die Zukunft unserer Existenz hängt von einem deutschen siegreichen Frieden ab. Dazu ist die ›Mobilmachung‹ des gesamten deutschen Volkes notwendig, um die kommenden schweren Monate mit festem Willen zum Durchhalten zu überstehen. Hierbei sind selbstverständlich alle politischen und wirtschaftlichen Gegensätze auszuschalten ...«

Der Ernst der Lage machte es nötig, noch einmal an die Öffentlichkeit zu appellieren, und etwa 1000 Neustettiner kamen am 20. Oktober 1918 zu einer weiteren ›vaterländischen Kundgebung‹. Aufgerufen von Bürgermeister Liske wurden ›Männer und Frauen, die ihr Herz noch für ihr Vaterland

auf dem rechten Fleck haben, die noch Kriegs- und Vaterlandstreue kennen und nicht gewillt sind, ihr geliebtes Vaterland unter der Faust eines Wilson (Präs. der USA von 1913–21) in Schmach und Schande erstarren zu lassen. Es gab starke Worte gegen den ›großen Heuchler‹ in Amerika, gegen seine letzte anmaßende Antwortnote und gegen die gegenwärtige Regierung in Berlin, die uns einem schmachvollen Verzichtfrieden zuführen will ...

Hoffentlich werde der neuen Exzellenz in Berlin (Staatssekretär Erzberger), welcher sich vermaß, nach einer Unterredung mit dem englischen Premierminister Lloyd George, binnen zwei Stunden den Frieden abzuschließen, noch die Erleuchtung für sein unverständliches Handeln kommen.

»Der deutsche Reichstag in seiner jetzigen Zusammensetzung ist keine Vertretung der wirklichen Volksmeinung. Was können wir tun? Alle an die Angehörigen an der Front schreiben und sie zum Aushalten und Durchhalten auffordern, wie wir es selbst geloben, bis zum ehrenvollen Frieden.

Neustettin am Schluss des (1.) Weltkrieges

Der Krieg war zu Ende, der Waffenstillstand da. Die dummen Deutschen waren glücklich auf den

Leim gekrochen, den der Heuchler Wilson ihm hingestrichen hatte. Der Kaiser hatte, belogen und betrogen, und in der Überzeugung, seinem Volk dadurch den Frieden schneller geben und sichern zu können, auf die Kaiserkrone, nicht aber auf die Königskrone von Preußen verzichtet und war nach Holland ins Exil gegangen ...

Der Frieden ließ noch lange auf sich warten. Die Revolution kam und brachte den Bürgerkrieg, dem auch mehrere Neustettiner zum Opfer fielen. Soeben hatte bei uns (in Neustettin) am 8. November 1918 die Ersatzwahl zum Reichstag stattgefunden, bei welcher der bisherige Abgeordnete, Landrat a. D. von Bonin-Bahrenbusch wiedergewählt worden war.

8. November 1918: Der Morgen bringt eine Überraschung. Der gesamte Zugverkehr ist eingestellt, damit die Revolution, die – wie es heißt – in Berlin herrscht, sich nicht ins Land ausbreitet. Infolgedessen tritt auch Postsperr ein.

Zum Krieg die Revolution

9. November 1918: Der schwärzeste Tag der deutschen Geschichte. Ein Sonderblatt bringt am Spätnachmittag die Kunde von der Abdankung des Kaisers und Kronprinzen. Nun ist aber auch alles verloren. Pfui über die Totengrä-

Im Sommer

Dünnbesiedelt ist das Land,
Trotz riesigen Feldern und Maschinen
Liegen die Dörfer schläfrig
In Buchsbaumgärten: die Katzen
Trifft trifft selten ein Steinwurf.

Im August fallen die Sterne.
Im September bläst man die Jagd an.
Noch fliegt die Graugans, spaziert der Storch
durch unvergiftete Wiesen. Ach, die Wolken
Wie Berge fliegen sie über die Wälder.

Wenn man hier keine Zeitung hält
Ist die Welt in Ordnung.
In Pflaumenmuskesseln
Spiegelt sich schön das eigene Gesicht und
Feuerrot leuchten die Felder.

S A R A H K I R S C H
geb. 1935

ber des deutschen Kaiserreiches
von Bethmann-Hollweg an.

10. November 1918: Abends werden durch Sonderblatt die unerhörte harten Waffenstillstandsbedingungen bekanntgegeben.

Das gibt doch manch einem einen Ruck. »Dafür haben wir nun gekämpft!« höre ich einen Soldaten sagen, Ja, es werden noch

manchem die Augen aufgehen, wenn erst die Vernunft wieder Einkehr hält, die den Leuten gegen Ende des Krieges völlig abhanden gekommen war und erst recht seit den trüben Novembertagen völlig fehlte.

Ein Vergnügungstaumel hat die Leute ergriffen. »Brot und Vergnügen« ist jetzt die Losung.

12. November 1918: Den Verhältnissen Rechnung tragend hat sich am hiesigen Ort ein Arbeiter- und Soldatenrat gebildet, der vonseiten der Behörden anerkannt wird. Wir bitten die Bevölkerung, Ruhe zu bewahren und nichts zu unternehmen, was die Ruhe und Ordnung stören könnte. Der Arbeiter- und Soldatenrat verpflichtet sich, im Einverständnis mit den Behörden, für Ruhe und Ordnung zu sorgen. Es wird vom Bürgermeister und den Vertretern des Arbeiter- und Soldatenrates gebeten, in ihr Wirken volles Vertrauen zu setzen.

Die Straßen der Stadt zeigen sowohl am Sonnabend wie während des ganzen Sonntags das gewohnte Bild. Dank des schönen Herbstwetters waren gestern Promenaden und Wege der Stadtumgebung von lustwandelndem Zivil und Militär stärker als sonst begangen.

Ruhe und Aufrechterhaltung der Ordnung ist jetzt erste Bürgerpflicht.

Polnische Landschaft

Poetischer als Władysław Reymont zu Beginn des 20. Jahrhunderts hat kaum jemand die polnische Landschaft beschrieben. In seinem Roman »Die Bauern« heißt es:

»Über den verlassenen Fluren lag Stille, und eine berausende Süße war in der vom Sonnendunst gedämpften Luft; im hohen blassen blauen Himmel lagen hier und da gewaltige Wolken verstreut, wie Schneewälle, die von Winden aufgeballt und zerfetzt waren. Darunter ruhte, so weit das Auge reichte, graues Ackerland, einer riesigen

Schale gleich, die bläuliche Wälder einkerbten – einer Schale, durch die der Fluß, wie ein silbernes Gespinnst im Sonnenlicht aufklingend, in Windungen zwischen Erlen und Uferweiden hervorblitzte, ... Hin und wieder ergossen sich Rinnsale von Gold in das silbrige Grau – Lupinenfelder mit gelben, duftenden Blüten ... schläfrig lagen die sandigen Wege da, und über ihnen strebten Reihen mächtiger Pappeln langsam die Höhe empor, den Wäldern entgegen.«

Aus »5mal Polen« von Lisaweta von Zitzewitz, Hamburg



Reichskristallnacht – Reichspogromnacht

Die Synagoge brennt

18 temat szczecinecki - co tydzień

styczeń 2014

www.temat.net - codziennie

Szczecinek na starym zdjęciu (168)



Dieses Archivbild wird zum ersten Mal in der polnischen Presse veröffentlicht. Es wurde uns zur Verfügung gestellt von Dr. Siegfried Raddatz, dem Vorsitzenden des HKA Neustettin (HKA = Vereinigung der früheren Bewohner der Stadt und des Kreises Neustettin). Das Bild wurde im Januar dieses Jahres dem HKA zugesandt von Herrn Dietrich Westphal aus Anklam. Im Begleitbrief betont Herr Westphal, dass eine Kopie des Bildes auch den polnischen Behörden in Szczecinek übermittelt werden soll.

Die ganze Dramatik des Ereignisses wurde auf diesem Foto eingefangen; es

Archiwalne zdjęcie publikowane jest po raz pierwszy w polskiej prasie. Zostało nam udostępnione przez dr. Siegfried'a Raddatza a szefa HKA Neustettin (Związek Mieszkańców Powiatu Szczecineckiego) w Niemczech. Zdjęcie w styczniu tego roku do siedziby związku nadesłał Dietrich Westphal mieszkaniec Anklam. W swoim liście zaznaczył, że aby jego kopię przesłać, jak to ujął, polskiej administracji miasta.

Pełna dramatyzmu fotografia została wykonana najprawdopodobniej 10 listopada 1938 roku (jego nadawca datuje je na 11.09.1938 r.), zaledwie kilka godzin po spaleniu szczecineckiej synagogi przez miejscowych bojówkarzy z NSDAP. Synagoga została sfotografowana od strony ul. Szkolnej. Z pogorzeliiska unosi się jeszcze dym. Poprzez otwarte na oścież drzwi, widać ziejącą pustką, wypalone wnętrza. Nad nawą nie ma już drewnianego dachu i bogato zdobionego sklepienia - zapewne podczas pożaru runęło na posadzkę. Ogień strawił również cebulaste hełmy na wieżach. Po dawnym zwieńczeniu pozostały tylko nietknięte przez żywioł kamienne lwy podtrzymujące tablice z Dekalogiem i menorą. Tej nocy nazwanej później nocą kryształową (Kristallnacht) zapłonęły synagogi na terenie całych ówczesnych Niemiec. Ulice i chodniki zsypane zostały odlamkami wybitych szyb i sklepowych witryn. Już o poranku roz-

wurde mit großer Wahrscheinlichkeit am 10. November 1938 aufgenommen, einige Stunden nach der Einäscherung der Neustettiner Synagoge durch örtliche Schlägertruppen der NSDAP. Das Foto wurde von der Schulstraße aus aufgenommen. Über der Brandstätte steigt noch der Rauch auf. Die Ein-

odlammkamern wybitych szyb i sklepowych witryn. Już o poranku rozpoczęła się rabunek żydowskich sklepów przy Preussische Strasse (ul. 9 Maja). Fotografia doskonale oddaje atmosferę ówczesnej ulicy. Pogorzeliści przygląda się całkiem spory tłum w tym kobiety z dziećmi wózkami. Pośród nich widać bawiące się dzieci. Być może ich obecność wynikała z tego, że tuż obok znajdowała się szkoła. Fotograf zrobił zdjęcie stojąc w głębi ul. Szkolnej. Zdjęcie zostało wykonane z dystansu, jakby z wielką dyskrecją, ale i pewną nerwowością wynikającą ze stresu jaki autor przeżywał. Świadczy poruszony (nieostry) kadr. Być może fotografia nigdy nie było publikowana.



gangstür steht sperrangelweit offen, darüber klaffen ausgebrannte Fenster. Über dem Mittelschiff sind schon das Holzdach und das reich verzierte Gewölbe nicht mehr zu sehen; alles ist durch das Feuer auf den Steinboden gestürzt. Das Feuer vernichtete die beiden Zwiebelhelme der Türme, ebenso die beiden steinernen Löwen, die sich aufrecht stehend auf den Dekalog (zehn Gebote) und die Menora (siebenarmiger Leuchter) stützten.

In dieser Nacht, später Kristallnacht genannt, wurden die Synagogen auf dem Gebiet des damaligen Deutschlands angezündet. Straßen

Obok wypalonych ścian synagogi po prawej widać nietknięty piętrowy dom. Jego właścicielem był rabin Voz, który od zakończenia I wojny światowej aż do 1933 roku pełnił nawet funkcję miejskiego radnego. Celem nocnych wydarzeń było wymuszenie na ludności pochodzenia żydowskiego emigracji i pozostawienia swego dobytku w kraju. W tym czasie wg urzędowych spisów mieszkało w mieście 124 Żydów. Kilka dni potem miejscowych Żydów zagnano do rozbiórki ocalałych z pożaru murów. W latach 1943-1944 resztki bóżnicy zostały rozebrane przez rosyjskich jeńców wojennych. Warto wspomnieć, że projektantem i zarazem budowniczym szczecińskiej synagogi był miejscowy przemysłowiec - właściciel cegielni (przy dz. ul. Waryńskiego) i hurtowni materiałów budowlanych Robert Schreiber. Synagogę wybudowano w 1883 roku. Powstała w miejscu wcześniejszej spalanej również nocą 18 lutego 1881 roku przez bojówkarzy podburzonych przez niejakiego Ernsta Henrici. W miejscu synagogi w latach 60. wybudowano internat Liceum Pedagogicznego - dzisiaj Zespołu Szkół im. Księża Wacława IV. Symbol miejscowej żydowskiej diaspory, jaką była synagoga ze względu na jej architekturę, był przed 1938 rokiem charakterystycznym elementem w ówczesnej miejskiej zabudowie. Z dawnego zagospodarowania do dzisiaj pozostały jedynie drzewa. (jg)



und Bürgersteige waren bedeckt mit Splintern von Fensterscheiben und Vitrinen, denn schon am Morgen danach begann der Ansturm auf die jüdischen Geschäfte, z.B. in der Preußischen Straße (ul.9 Maja, Straße des 9.Mai)

Das Foto gibt ausgezeichnet die damalige Atmosphäre wieder. Eine ziemlich große Menschenmenge schaut sich alles genau an, auch Frauen mit Kindern im Kinderwagen. Mittendrin spielen Kinder. Es kann sein, dass ihre Anwesenheit sich dadurch ergab, dass gleich nebenan die Friedrichschule stand, während sich der Fotograf weiter weg in der Schulstraße befand.

Das Foto ist sehr diskret aus der Distanz aufgenommen worden, aber sicherlich unter großer Anspannung. Die Zeugen wirken betroffen und stumm. Es ist wahrscheinlich, dass dieses Foto bisher nie publiziert wurde.

Neben der ausgebrannten Wand der Synagoge sieht man deutlich ein einstöckiges Haus. Sein Besitzer war der Rabbiner Carl Voß, der nach dem 1. Weltkrieg bis 1933 sogar die Funktion eines Stadtrates innehatte. Dieses nächtliche Ereignis war als Erpressung (Nötigung) der jüdischen Bevölkerung gedacht: sie sollten emigrieren unter Zurücklassung ihrer

Häuser. Zu dieser Zeit lebten nach amtlichen Listen 124 Juden in der Stadt.

In den Jahren 1943/4 wurden die Reste von russischen Gefangenen abgebrochen.

An dieser Stelle sei erwähnt, dass der Planer und zugleich Baumeister der Neustettiner Synagoge ein Industrieller aus der Stadt war. Er war Eigentümer einer Ziegelei hinter dem Bahnhof (heute ul.Waryńskiego) und einer Großhandlung für Baumaterial, Robert Schreiber. Die Synagoge war 1883 erbaut worden. Die vorherige Synagoge war in den Nächten um den 18. Februar 1881 durch Brand zerstört worden. Die Täter wurden von einem gewissen Ernst Henrici aufgewiegelt.

An die Stelle der zweiten Synagoge wurde in den 1960er Jahren das Internat des Pädagogischen Lyzeums gebaut, heute eine allgemeinbildende Schule, benannt nach dem Herzog Wartislaw/Warcisław IV (dem Gründer der Stadt Neustettin/Szczecinek)

Die Synagoge war ein Symbol der städtischen Juden in der Diaspora, gleichzeitig Heimstätte der jüdischen Gemeinde und bis zur Einäscherung 1938 ein charakteristisches Gebäude in der Stadt Neustettin. Zurück geblieben ist heute an dieser Stelle ein einziger Baum.

mgr. Jerzy Gasiul

Die Verfolgung der Juden in Tempelburg

Die Pommersche Zeitung, Folge 46/13 – 16. November 2013

Da es sicherlich nicht mehr viele Zeitzeugen gibt, werde ich, Hildegard Müller, vom Anfang einer schlimmen Tragödie in unserer Stadt Tempelburg berichten.

Ich bin Jahrgang 1915, war also 18 Jahre alt, als der Spuk der Nationalsozialisten begann. Mir haben die Kampfgesänge und Parolen auch gefallen. Welchem jungen Menschen hätte das nicht gefallen? Ich war aber kein Mitglied einer dieser Vereinigungen. Vater warnte uns immer hinter vorgehaltener Hand. Er war aber selbst zwangsweise Mitglied der NSDAP, sonst wäre ihm die Lizenz als Steuerberater entzogen worden.

An der Ecke Kirchenstraße, Lange Straße oder Draheimer Straße befand sich ein Konfektionsgeschäft; der Inhaber war Herr Lewin. Ich ging gerne dort einkaufen. Sonntags konnte ich sogar den Hintereingang nehmen. Herr Lewin war immer freundlich. Er suchte mir, da ich wenig Geld besaß, besonders günstige Waren heraus.

Die Lewins hatten seinerzeit zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter im Schulalter. Bei einer Weihnachtsfeier saß die Tochter

neben mir im Saal. Wir sangen das Lied: »Ihr Kinderlein kommet«, und sie sang es inbrünstig mit ihrer schönen Stimme. Eines Tages war die Familie Lewin verschwunden, ein anderer fremder Ladeninhaber war dort. Noch heute mache ich mir Gedanken und hoffe, dass sie es noch frühzeitig geschafft haben, sich abzusetzen.

Gegenüber der Kirche war der Pferdehändler Lewin; diese Familie habe ich nicht näher gekannt. Da wäre dann noch die Familie Minden in der Deutsch Kroner Straße, welche mir gut im Gedächtnis geblieben ist. Sie hatten eine erwachsene Tochter. Die Mindens hatten einen kleinen Tante-Emma-Laden. Man bekam dort alles, u. a. Knöpfe, Zwirn sowie Stoffe. Ich war öfter Kunde dort. Die Tochter heiratete damals einen gewissen Herrn Nathan. Die Nathans bekamen zwei kleine Töchter. Ich weiß das noch genau, denn ich arbeitete zu dieser Zeit bei den Dahlmanns. Frau Dahlmann war Hebamme. Herr Nathan kam am Abend, um sie abzuholen. Herr Nathan sagte, er gehe vor, damit sie nicht zusammen gesehen werden.

Die alte Frau Minden kam eines

Halte Dir jeden Tag
dreißig Minuten für Deine
Sorgen frei, und in dieser Zeit
mache ein Nickerchen.

ABRAHAM LINCOLN

Abends zu meiner Mutter und bot ihr einen Topf Rindertalg an, welchen Mutter ihr abkaufte. Die Mindens wollten sich schließlich absetzen und alles zu Geld machen. Es wurde später gemunkelt, sie seien an der Grenze erwischt und allesamt erschossen worden. Ob das stimmt, weiß ich nicht.

Dann war da noch ›der Doktor‹, ein alleinstehender, älterer Herr. Welchen Beruf er wirklich ausübte, weiß ich nicht, aber sein Spitzname war ›der Doktor‹. Der angebliche Doktor war immer in der Stadt anzutreffen. Er half hier und da für einen kleinen Lohn aus und verdiente sich so sein tägliches Brot. Ich hörte einmal, wie er mit Frau Hain über seine Ängste in dieser Zeit sprach. Frau Hain tröstete ihn, ihm würde niemand etwas antun. Aber auch der alte Herr war eines Tages verschwunden. Ich kann es heute noch nicht begreifen, was man den armen Mitbürgern damals angetan hat.

Ich war und bin viel auf Reisen. An jedem Ort habe ich das Be-

dürfnis und halte es für eine Ehrensache, den jüdischen Friedhof aufzusuchen und einen Stein auf ein Grab zu legen. Hier auf unserem Deggendorfer Friedhof ist auch ein kleiner, gesonderter Teil mit jüdischen Grabstellen. Bei einer Kaffeerrunde stellte ich mal die Frage, wer weiß, wo hier der jüdische Friedhof sei. Keine meiner Kaffeeschwestern wusste es.

Das waren nun die wesentlichen Erlebnisse von damals. Ich denke an meine Landsleute und hoffe, dass sie auch mal an mich denken.

PS: Da fällt mir noch als Tempelburger Persönlichkeit der Zahnarzt Dr. Kuck ein. Die Frau von Dr. Kuck war Jüdin. Er musste sich deshalb scheiden lassen, sonst hätte er nicht praktizieren dürfen. Frau Kuck soll mit dem damals fünfjährigen Sohn, der in den Augen der Partei ja Halbjude war, nach Amerika ausgewandert sein. Dr. Kuck soll sich aber weiterhin um seine Familie gekümmert haben.

Das war ein kleiner Ausschnitt jüdischen Lebens um 1933 in Tempelburg. Viele werden es nicht mehr wissen. Es soll auch eine Warnung sein, nicht zu vergessen. Wir sind alle Menschen, gleich welchen Glaubens.

*Hildegard Müller
Weidenstr. 1 A, 94469 Deggendorf*

FRAGEN ZUM HEIMATRECHT

KARL BARTH

Vor dem Hintergrund der Weltlage wird angesichts der Fragen, die Karl Barth bereits 1961 zum Heimatrecht stellte, das ›Verständigungsgebot‹ zu einer Verständigungspflicht.

Die Heimat kann dem Menschen genommen werden oder sonst verlorengehen.

Etwas anderes ist der Verzicht, die Heimat, die man vorläufig hat, als solche zu erhalten – etwas anderes, eine Heimat, die man nicht mehr hat, wiederzugewinnen.

Beide Versuche können relativ erlaubt, ja geboten sein ...

Bei beiden ist jedenfalls zu bedenken, dass, was man jetzt dankbar für seine Heimat hält, irgend einmal ... die Heimat anderer gewesen ist, denen sie damals mit mehr oder weniger Billigkeit genommen wurde.

Im Fall der heutigen deutschen ›Heimatvertriebenen‹ würde ich auf der folgenden Linie folgender Fragen zu denken versuchen:

1. Welchen Anteil haben sie in ihrer früheren Heimat in den Jahren 1933 bis 1945 am Aufstieg und an

der Durchführung des Nationalsozialismus und also an den Ursache der 'Völkerwanderung' gehabt, in der sie jetzt sie verloren haben?

2. Sind sie heute (1960) wirklich immer noch ›Heimatvertriebene‹, oder haben sie – oder jedenfalls ihre Kinder – unterdessen nicht längst eine neue Heimat gefunden?

3. Was erwarten sie ... positiv von einer Wiedergewinnung ihrer früheren Heimat?

4. Können sie den Anspruch auf ihre frühere Heimat verantworten?

a) gegenüber denen, denen sie unterdessen – auch ihnen ungefragt im Zug der allgemeinen ›Völkerwanderung‹ – neue Heimat geworden ist?

b) angesichts der heutigen Weltlage, in der die Durchsetzung ihres Anspruchs nach menschlichem Ermessen nur um den Preis eines allgemeinen, diesmal mit Atomwaffen auszufechtenden Kriegs möglich wäre.

*Aus DIE REDE zum 8. Mai 1945
(von Richard von Weizsäcker),
Atelea Verlag, Kassel,
Herausgeber Rolf Grix und
Wilhelm Knöll – Seite 147*

Das Recht auf Heimat

KARL JASPERS

Nur in einer Überwindung nationalen Denkens und Empfindens könnte als schmale Hoffnung nach Karl Jaspers das Recht auf Heimat mit der Erhaltung des Friedens in Einklang gebracht werden.

Heimatrecht ist kein völkerrechtlicher Begriff. Aber wir rechnen es zu den Menschenrechten: Bevölkerungsdürfen nicht ausgesiedelt, nicht ihrer Heimat gegen ihren Willen beraubt werden ...

Ein nicht geringer Teil der Heimatvertriebenen hat inzwischen aktiv teilgenommen am wirtschaftlichen Aufbau der Bundesrepublik, hat hier durch eigene Verdienste Anteil am Lebensstandard und hat faktisch eine zweite Heimat gefunden.

Das alles zu sagen ist hart und wirkt herzlos. Den Vertriebenen zu erklären, dass sie nie einen dem früheren ähnlichen Zustand deutscher Besiedlung der östlichen Gebiete erwarten können, zögert jede Regierung und jede Partei. Obgleich das Unheil zu den Folgen Hitlerdeutschlands gehört, trifft es doch den Vertriebenen und nicht in gleicher Weise alle Deutschen.

Das ist ungerecht. Für alle aber ist es schlimm, falsche Hoffnungen zu erwecken und zu bewahren. Denn das ist Irreführung und muss weitere böse Folgen haben.

Die einzige schmale Hoffnung ist, dass unter veränderten politischen Bedingungen, die mit der Errichtung eines selbständigen freien Ostdeutschlands eintreten würden, ein dann befreundetes Polen die Heimkehr vertriebener Deutscher begrüßen könnte. Aufgrund von Abmachungen könnten deutsche Heimkehrer als loyale polnische Staatsbürger Schutz und Sicherheit durch gleiche Rechte genießen. Dasselbe ist der begründete Anspruch der dort verbliebenen, jetzt in Polen auf altem deutschen Boden lebenden Deutschen.

Wer mehr verspricht, der drängt, auch wenn er sagt ›auf friedlichem Wege‹, unbewusst auf den Weltkrieg zu, an dessen Ende alle diese Fragen überhaupt nicht mehr existieren würden.

Das Heimatgefühl mit dem umfassenden Nationalbewusstsein und dieses mit dem Nationalstaatsgedanken zu identifizieren, das hatte einen Sinn, als sich dies alles in glücklichen Fällen gegen-

seitig zu tragen vermochte. Jetzt bedeutet solche unklare Vermischung, dass die politischen Dinge nicht in ihren heute faktischen Proportionen gesehen werden.

Ein blinder Drang zur Wiedervereinigung (in den Grenzen von 1937) würde sich an die Stelle setzen des Willens zu einem vielleicht möglichen Wiedergewinn der politischen und persönlichen Freiheit aller Deutschen. Es ist gleichgültig, in welchen staatlichen Grenzen das geschieht.

*Aus DIE REDE zum 8. Mai 1945
(von Richard von Weizsäcker),
Atelea Verlag, Kassel, Herausgeber
Rolf Grix und Wilhelm Knöll –
Seite 151*

Heimat ist die geliebte Flur
mit Wald und Fluss – aber nicht nur,
Heimat sind auch die Plätze und Straßen,
wo wir spielten und zusammensaßen.
Sie ist der Ort, wo ich hingehöre,
wo ich bleiben kann und niemand störe.

Heimat, das Lied, das die Mutter sang,
Heimat, vertrauter Glockenklang,
Heimat, das heißt zu Hause sein,
Heimat, sie speist Dich und hüllt Dich ein,

Heimat, ein Ort zum fröhlichen Tun,
Heimat, ein Platz um auszuruhen,
Heimat, wo man meine Sprache spricht,
Heimat, das ist Dein liebes Gesicht,

Heimat, ja Heimat, da wäre ich gern,
Heimat, ach Heimat, wie bist Du so fern.

*Ekkehard Künzell, ein Schrei aus der
Kriegsgefangenschaft in Russland*

Eine deutsche Erfahrung

LUISE RINSER

Die rein rechtliche Seite deutscher Staatsbürgerschaft ist im In- und Ausland vertraglich geregelt. Das persönliche Ansehen hängt vom individuellen Auftreten und den damit verbundenen Erfahrungen ab. Jeder Austausch von Reiseerinnerungen belegt unterschiedliche Beobachtungen.

Juni 1970. Erster Tag in Polen. Orbis-Hotel Europejski. Ich will

Ansichtskarten kaufen. In einer Ecke der Halle ein kleiner Laden, die Verkäuferin eine alte Frau.

Den Typ kenne ich vom Berlin der dreißiger Jahre: das ist eine Oberschlesierin, vielleicht jüdisch, krauses schwarzgefärbtes Haar, große traurige Augen mit schweren Tränensäcken und schweren Lidern. Ich kann nicht polnisch, ich spreche sie englisch an, sie antwortet englisch. Dann sage ich auf deutsch: »Sie sprechen sicher deutsch.«

Da klappt ein Visier herunter, und sie antwortet in Berliner Deutsch: »Nein, ich spreche kein Wort deutsch.« Ich sage: »Ich verstehe. Aber ich war keine Faschistin, im Gegenteil, mir haben sie meinen Mann erschossen und mich eingesperrt. Seien Sie nicht allen Leuten böse, es gab bei uns den Widerstand, in dem viele starben.« Sie wendet sich ab und

macht sich am Regal zu schaffen. Dann dreht sie sich mir wieder zu und sagt leise und furchtbar müde: »Ach, lassen Sie mich doch in Ruhe.«

Ihr Blick ist jetzt ohne Hass.

Aus DIE REDE zum 8. Mai 1945 (von Richard von Weizsäcker), Atelea-Verlag, Kassel, Herausgeber Rolf Grix und Wilhelm Knöll – Seite 186

Der deutsche Niedergang

CHRISTIAN
GRAF VON KROCKOW
Ein Ausblick ins 21. Jahrhundert

S. 179 Wer die Umkehrbarkeit politischer Entscheidungen fordert, verlangt das Unmögliche, das im genauen Sinne Un- oder Übermenschliche. Die einschlägigen Argumente dienen in Wahrheit nur dazu, das Handeln zu lähmen. Sie wecken und rechtfertigen die Angst vor allem Neuen, das vom Bestehenden fortreißt. Diese Einsicht redet nicht dem Leichtsinn das Wort, sondern drängt zur Verantwortung für die Zukunft.

S. 199 Im nüchternen Vergleich zeigt sich unsere Zukunft als geradezu furchterregend wider-

sprüchlich. Auf der einen Seite wird die Arbeitsgesellschaft, der die Arbeit ausgeht, stets unbarmherziger immer mehr Menschen schon von den mittleren Jahrgängen an ausstoßen und in die Bedeutungslosigkeit verbannen; allenfalls den auserlesenen Wenigen, den Eliten, wird es vorbehalten sein, bis ins hohe Alter oder sogar lebenslänglich tätig zu bleiben. Auf der anderen Seite gehen wir schnell einer Zeit entgegen, in der die älteren und alten Jahrgänge die Mehrheit bilden. Wie human oder vielmehr wie inhuman stellt sich eigentlich eine Lebensordnung dar, die diesen Kontrast stillschweigend hinnimmt, so als gäbe es ihn nicht?

Freundschaft, das ist wie Heimat. KURT TUCHOLSKY

Aktuelle Bücher

KURT-DIETER LISKE

»Das war das Ende
von Neustettin«

Herausgeber: HKA Neustettin

Preis: 6 €

JUBILÄUMSAUSGABE

des HKA NEUSTETTIN

MNL-Festausgabe anlässlich der
50 jährigen Patenschaft

Preis: 12 €

*Beide Bücher sind erhältlich
beim Heimatkreisausschuss und
im Heimatmuseum in Eutin.*

SIEGFRIED ZECH

Bittere Früchte

Herausgeber: HKA Neustettin

Reprint, Preis 5 €

UWE THIEL, HARRY NEUMANN

**Priebkow – ein Rittergut
in Hinterpommern**

Selbstverlag 2010, Festeinband,

600 Seiten, 459 Abbildungen,

51 Kartenausschnitte,

Preis 48 €, zzgl. Versandkosten.

Bezug über Uwe Thiel,

Hirtenweg 1, 17159 Dargun

CHRISTA HIMMELE

Juchow

**Geschichte des Landgutes
und der Familie Dennig**

Preis: 35 €

Bezug über Ch. Himmele

Janowo 8, Pl 78-404 Szsceciniek

HEINZ BUCHHOLZ

»Iwan, das Panjepferd –
Eine Kindheit
zwischen Krieg und Frieden«,

u. a. Soltnitz

ISBN: 3-00-014157-X,

Preis: 19,90 €

ISBN: 978-3-00-024513-8

als Taschenbuch 8,95 €

GÜNTER DAMASKE

»Ich war einer
von Hitlers Kindern«

Kindheit und Jugend

in Neustettin,

Soldat im hohen Norden

ISBN: 3-8311-4367-6

Preis: 19,80 Euro

GÜNTER DAMASKE

**Aufbruch Ost, Band I
Jg. 1924, Kindheit und Jugend
in Neustettin**

ISBN: 3-8334-4965-9

Preis: 16,80 Euro

HEINZ JONAS

**Neustettin, Bilder einer
deutschen Stadt**

Reproduktion alter

Ansichtskarten

ISBN: 3-88042-885-9

Preis: 20 €

BERND W. NEUBAUER

»Du bist doch kein Kind mehr«

ISBN: 978-38482-2819-5

Preis: 15,90 €

*Die Bücher sind im Buchhandel
erhältlich, oft als Book on Demand!*

PORTRÄT MARTIN BAHLMANN

Vorbemerkung: Es ist nicht einfach, einen Menschen zu porträtieren, der zwar mein Vater war, den ich jedoch nur als Kind erlebte. Ich möchte versuchen, meinen Vater in schriftlichen Zeugnissen zu erkennen, ihn aus der Sicht des Sohnes und vor allem in den Jahren seines pfarramtlichen und seelsorgerischen Dienstes zu sehen. Dass ich dabei immer richtig empfunden und gedeutet habe, möchte ich hoffen.

Martin Bahlmann war der letzte evangelische Pfarrer und Inhaber der Pfarrstelle Bärwalde im Kirchenkreis Neustettin. Er wurde am 7. April 1904 in Pyritz geboren und war das einzige Kind des Kaufmanns Emil Bahlmann und dessen Ehefrau Elisabeth geborene Friebe. Der junge Martin wuchs in einer vom christlichen Glauben geprägten Familie auf.

Von 1910 bis 1922 besuchte er die Knabenschule und danach das Gymnasium in Pyritz. Er studierte in Marburg (April 1922 – März 1924) und Greifswald (Mai 1924 – September 1925) Theologie. Das 1. Theologische Examen vor dem Evangelischen Konsistorium in Stettin besteht Bahlmann im März 1926.

Es folgt der Besuch des Predigerseminars in den Kückenmühler Anstalten in Stettin, verbunden mit der praktischen Ausbildung im Vikariat in der Gemeinde der Anstalten und des Pfarrbezirks St. Lukas in Stettin-Grünhof.

Nachdem Bahlmann Mitte März 1928 in Stettin sein 2. Theologisches Examen bestanden hatte, wurde er am 29. April 1928 in der Neuen Nikolaikirche in Neustettin zum Hilfsprediger in Bärwalde ordiniert. Unmittelbar danach mußte er zur Aushilfe nach Bärwalde. Denn Oberpfarrer Otto Wollermann (seit 16. Dezember 1902 in Bärwalde) wird im Mai aus gesundheitlichen Gründen in den Ruhestand versetzt und durch Superintendent Horn verabschiedet. Am 16. Dezember 1928, dem 3. Sonntag im Advent, berufen die beiden Patrone, Rittergutsbesitzer Müller-Altvalm und Rittergutsbesitzer Biagosch-Neuvalm, den Hilfsprediger Bahlmann in Bärwalde, Kirchenkreis Neustettin, zum Pastor in Bärwalde ... Wann die Einführung in die Pfarrstelle erfolgte, konnte ich nicht feststellen. Bis zum Einzug in das Pfarrhaus in der Polziner Straße 43 wohnte Bahlmann bei der Witwe Rektor Schulz im Haus Markt 150 (1945

wurde dieses Haus das Pfarrhaus des ersten katholischen Pfarrers in Barwice).

Am 15. April 1929 werden Martin Bahlmann und Hildegard Holsten, geboren am 16. April 1909 als Tochter des Pyritzer Gymnasialdirektors Geheimrat Prof. Dr. Robert Holsten und seiner Frau Käthe geb. Colditz, in der Stettiner Schloßkirche getraut. Bald danach erfolgt der Einzug des Pastoren-Ehepaars in das Bärwalder Pfarrhaus Polziner Straße 43!

Im Oktober 1992 durfte ich beim Treffen ehemaliger Bärwalder in Malente den Gottesdienst halten, in dem einige Konfirmanden meines Vaters ihre Goldene Konfirmation feierten. Frau Ilse Schmöckel schrieb mir danach, dass mein Vater bei ihrer Trauung in Bärwalde über ihren Trauspruch eine wunderbare Predigt ... gehalten habe. War er ein guter Prediger und Seelsorger? Täuschte hier die Erinnerung? Ich fand in verschiedenen Protokollen Hinweise auf den Prediger Bahlmann, dass er herzanfassende Worte fand, und bei einer anderen Gelegenheit in seiner temperamentvollen Art mit seiner anpackenden Festpredigt die Herzen seiner Zuhörer begeisterte. Das hört sich heute ein wenig schwülstig an. Durch unsere Mutter weiß ich, dass ihr Mann für



seine Predigten viel Zeit verwendete und sie intensiv memorierte. Er lernte seine Predigt nicht auswendig, aber er verinnerlichte seine niedergeschriebenen Gedanken so, dass er der Gemeinde frei aus sich heraus sagen konnte, was er vorher verinnerlicht hatte. Deshalb konnte er lebensnah und anschaulich predigen, deshalb konnte er seine Zuhörer begeistern.

Eine andere Goldene Konfirmandin sagte mir damals: So einen Pastor haben wir nie wieder erlebt. Läßt sich dieses Urteil in etwa bestätigen? Am 18. September 1933 wurde die Leichenhalle auf dem Bärwalder Friedhof eingeweiht.

Der Berichtstatter der Bärwalder Zeitung führt den Bau der Leichenhalle zurück auf die Initiative unseres verehrten, schon in wenigen Jahren hiesigen Wirkens bei allen Gliedern seines Betreuungskreises sich großer Zuneigung erfreuenden Ortsgeistlichen Pastor Bahlmann.

Als Soldat in Griechenland führt Bahlmann ab August 1944 Tagebuch. Darin beschreibt er seine im September 1943 gehegten Empfindungen: So schied ich also mit geteilten Gefühlen ... von meiner Gemeinde, die mir gerade in diesen Tagen des Abschieds manche Beweise treuer Anhänglichkeit zeigte.

Unsere Eltern haben nie in Gegenwart von uns Kindern gemeindliche, politische oder andere Probleme und Fragen erörtert. Wir erlebten unsere Eltern als uns liebend zugewandte Eltern. Um an den Problemen der Zeit Anteil nehmen zu können, waren wir Kinder gewiß noch zu klein. Andererseits wollten uns unsere Eltern vermutlich nicht mit den damals aktuellen Ereignissen belasten.

Die Jahre des Pfarrerlebens meines Vaters waren vom verstärkten Einfluß der Nationalsozialisten auf die inneren Strukturen des kirchlichen Lebens geprägt. Die Evangelische Kirche war bedroht von dem

Gegenüber der Bekennenden Kirche (BK) und der Deutschen Christen (DC). 1934 bei den Wahlen zum Gemeindegemeinderat gingen in Bärwalde die Deutschen Christen als Sieger hervor. Wieweit das Auswirkungen auf die Gemeindearbeit und das kirchlichen Leben hatte, darüber habe ich keine Aussagen gefunden. Bekannt ist, dass Superintendent Horn und Pastor Strecker-Wusterhanse sich zur BK bekannten und von den Nazis sehr angefeindet wurden.

Nur einmal ist in meines Vaters Tagebuchaufzeichnungen etwas zu diesem Thema zu finden. Aus Griechenland berichtet er von einem Treffen mit anderen Pastoren (am 24. August 1944) beim Kriegspfarrer Leßmann ... Im Anschluss an die Verlesung eines vernünftigen und mitten in aller heutigen politischen und kirchlichen scheinbaren Ausweglosigkeit doch zuversichtlich geschriebenen Briefes eines sächsischen B.K.Pfarrers entspann sich eine lebhaftige Aussprache ... Der Bericht über diesen Abend endet dann mit den Worten: In innerlich ruhiger Stimmung ging ich nach Hause. Vielleicht war mein Vater kein Mitglied der BK, aber Sympathien für die DC hegte er auf keinen Fall. Wie er sich in seinen Briefen aus Griechenland und in seinem Tagebuch zu seinem Glau-



ben bekennt, da ist nichts, was ihn in die Nähe des Gedankenguts der DC stellen könnte.

Wie stand mein Vater, wie standen meine Eltern zur Verfolgung der Juden? Ich glaube schon, dass meine Eltern über deren Verfolgung Bescheid wußten. Dass es KZs gab, auch das muss ihnen bekannt gewesen sein. Denn die Pastoren innerhalb des Kirchenkreises vertrauten einander und erzählten, was ihnen selber zuge tragen wurde. Vielleicht hatten sie kein konkretes Wissen, was in den KZs wirklich geschah, und dass in ihnen tausende Juden vergast und ermordet wurden. Als in der Kris-

tallnacht im November 1938 die um 1880 in der Buthstraße erbaute Synagoge niedergebrannt worden war, durften wir Kinder erst nach einigen Tagen die erkaltete Ruine der Synagoge aufsuchen. Machten unsere Eltern uns Kindern damit deutlich, dass sie die Schändung der Synagoge auf keinen Fall gut- hießen?

Eine andere positive Erinnerung ist, dass wir Geschwister mit dem am 10. September 1933 geborenen jüdischen Jungen Hermann Lewinsky befreundet sein durften. Eltern und Sohn Lewinsky wohnten uns schräg gegenüber in der Polziner Straße 33. Meine beiden

älteren Schwestern erinnern sich daran, dass Hermann bei unseren Kindergeburtstagen dabei war. Eines Tages hielt vor dem Haus in der Polziner Straße 33 ein Möbelwagen. Es hieß, Lewinskys würden fortziehen. Erst vor wenigen Jahren erfuhr ich, dass Hermann und seine Mutter von Berlin aus am 12. Januar 1943 nach Auschwitz deportiert wurden. Es ist sicher, dass Hermann noch Anfang der 1940er Jahre zu uns ins Haus kommen durfte. Lewinskys müssen spätestens 1942 Bärwalde verlassen haben. Wie viele andere Juden waren sie wahrscheinlich nach Berlin gezogen, um von dort aus ihre Auswanderung besser betreiben zu können.

Ich weiß, dass im Amtszimmer meines Vaters, dem offiziellen Raum im Pfarrhaus, ein kleines Hitlerbild hing. Daraus zu schließen, mein Vater wäre ein Anhänger dieses Mannes und seiner Weltanschauung gewesen, wäre falsch. Das war in den Jahren seit der Machtergreifung Hitlers so, dass in allen Räumen, die in irgendeiner Weise als offiziell angesehen werden konnten, ein Hitlerbild hängen musste. Für die uns nachgefolgte Generation ist das vielleicht unverständlich. Natürlich wurde auch uns Kindern gegenüber nicht über Hitler gesprochen, weder

positiv noch negativ. Ich muss also die schriftlichen Quellen befragen und versuchen, sie zu deuten.

Seit 1922 sprachen die Nationalsozialisten von ihrem Führer Adolf Hitler. Nach wenigen Jahren hatte sich der Führer-Begriff verfestigt und jedermann wusste, wer gemeint war, wenn vom Führer die Rede war. Am 17. Mai 1931 fand in Neustettin ein Kirchentag des Kirchenkreises statt. Über diesen Tag schrieb mein Vater für das Gemeindeblatt für den Kirchenkreis Neustettin einen Bericht. Machte er sich über den Führer und den Führerbegriff lustig oder wollte er ihn entwerten, auf jeden Fall wagte er folgende Formulierungen: Im Mittelpunkt stand die Predigt des Führers des Kirchenkreises ..., des Superintendenten Horn. Im weiteren Verlauf des Tages hielt der Direktor des Deutschen Bundes, Herr Winkler, einen Vortrag und wird von meinem Vater als Führer des deutschen Bundes bezeichnet. Ich erkenne darin einen eindeutigen Hinweis meines Vaters auf den total anderen Führer, dem er sein Leben anvertrauen wollte und zu dem er sich bekannte.

Die Äußerungen zum Attentat auf Hitler sind sehr zurückhaltend und doch ganz eindeutig ohne jeglichen Hinweis auf die von den Nazis verhassten Attentäter. Am

22. Juli 1944 schrieb er aus Griechenland an unsere Mutter: Auch Ihr werdet in diesen Tagen durch die Ereignisse in der Heimat stark aufgeregt sein. Auch wir sind hier draußen selbstverständlich auch dadurch sehr bewegt, hoffen aber doch, dass alles ein gutes Ende nehmen wird. Kein Bedauern für Hitler, nichts von Vorsehung und Gottes Fügung, dass der Führer seinem Volk erhalten blieb. Mein Vater musste ja damit rechnen, dass die Feldpostbriefe unmittelbar nach dem misslungenen Attentat besonders kontrolliert wurden. In seinem Tagebuch ist unter dem 4. August ein kurzer Vermerk zu finden: Am 20. 7. war eine Offiziersrevolte in der Heimat mit ihren Folgen. Die Folgen waren die Hinrichtungen der am Attentat Beteiligten und der Mitwisser. Ich kann nichts von einer Verherrlichung des Führers in den Briefen und im Tagebuch meines Vaters finden.

Praktisch hat mein Vater nur 15 Jahre seinen Dienst in der Bärwalder Gemeinde tun können. Am 5. September 1943 erhielt auch er seinen Stellungsbefehl. Nach der Ausbildung wird er am 23. Dezember 1943 in die Einheit Feldkommandantur 1208 unter dem Befehlshaber Griechenland versetzt. Er wird bis zum Rückzug der deut-



schen Truppen aus Griechenland (Herbst 1944) in der Kommandantur in Agrinion (zweitgrößte Stadt in der Region Westgriechenland) seinen Dienst tun.

Im August 1944 beginnt Bahlmann seine Tagebuchaufzeichnungen und blickt zurück auf den September 1943: Mit seiner Einberufung hatte er gerechnet, waren doch vor ihm mehrere Pastoren aus dem Kirchenkreis Neustettin und den benachbarten Kirchenkreisen zur Wehrmacht einberufen worden. Und viele Bärwalder Männer waren nicht mehr zu Hause. Allein im Mai 1940 waren acht Bärwalder im Alter zwischen

23 und 30 Jahren gefallen. Wie fühlt man sich als Pastor, an dem der Krieg vorbeizugehen scheint? Bevorzugt zu sein gegenüber anderen Männern in der Gemeinde? Seinem Tagebuch vertraut er an, andererseits war ich nicht so ganz unfroh über meine Einberufung, denn es war auch nicht schön, gegen Ende des 4. Kriegsjahres in meinen Jahren noch zu Hause zu sein, obwohl es für mich ein Trost war, dass auch noch andere, besonders der O.G.L. (Ortsgruppenleiter) Drews, immer noch da waren. Es belastete meinen Vater, u.U. eine Sonderbehandlung erfahren zu müssen.

Die Zeit in Agrinion lässt mich meinen Vater auch in einem noch anderen Licht sehen! Es gefällt ihm, Ansehen und Beachtung zu genießen und mit Freude anzunehmen. Mehrmals wird der Divisionspfarrer abgezogen und Bahlmann muss ihn vertreten. Es sind zahlreiche Beerdigungen, die er übernehmen muss. Da empfindet er Freude, wenn ihm, dem einfachen Soldaten, nach einer Beerdigung der anwesende General von Ludwiger die Hand gibt. Gerne berichtet er seiner Frau: Ich wollte in einem Gemüseladen mir eine Zwiebel kaufen. Es bediente mich ein etwa 14 Jahre altes junges Mädchen, die ich meiner Ansicht

nach nie gesehen hatte. Sie drückte mir gleich 3 Zwiebeln in die Hand und wollte kein Geld dafür haben. In dem Laden lagen auch schöne Gurken. Als sie sah, dass mein Blick darüber hinging, suchte sie mir zwei wunderschöne heraus und wollte auch keine Bezahlung dafür. Als ich erfreut fragte, warum das alles, sagte sie mir, dass ich doch ein ›papas‹ sei. ›Papas‹ ist der griechische Ausdruck für Pfarrer. Sie kannte mich also genau, und es war ihr eine Freude, mir etwas schenken zu können.

Als Bahlmann eines Morgens mit dem Rad in Agrinion unterwegs war, geriet er in eine Militärkontrolle, der er sein Soldbuch und seine Erkennungsmarke zu zeigen hatte. Doch da sah mich der Offizier an und sagte: »Sie sind doch Pfarrer. Ich kenne Sie doch von Beerdigungen her!« Er ließ mich sofort weiterfahren, ohne überhaupt in mein Soldbuch hineinzusehen.

Am 7. September 1944 wird der Standort Agrinion von der Wehrmacht aufgegeben. Es ist ein gefährvoller und schwieriger Rückzug durch das von Partisanen beherrschte Gebiet, bis Bahlmann mit seiner Einheit endlich am 19. Dezember in Agram (Zagreb) ankommt. Hier wird die Einheit aufgelöst. Die Soldaten können

entscheiden, ob sie in Agram bleiben wollen oder bereit sind, nach 14 Tagen Urlaub an die Ostfront zu gehen. Da Bahlmann noch nie Urlaub hatte, entscheidet er sich für die zweite Möglichkeit. Er hat sich in Stettin zur weiteren militärischen Verwendung zu melden. Dorthin darf er mit einer Umwegfahrkarte über Bärwalde fahren. Am 18. Januar kommt mein Vater

abends in Bärwalde an. Am 20. Januar fährt er nach Stettin und hofft auf seinen Urlaub. Statt Urlaub zu erhalten, wird er, wahrscheinlich am 24. Januar, bei den schweren Kämpfen im Raum Schneidemühl/Deutsch-Krone eingesetzt. Von diesem Einsatz ist mein Vater nicht zurückgekehrt.

Dietrich Bahlmann

Schenken

GERHARD SCHÖNE

Spar deinen Wein nicht auf für morgen.
Sind Freunde da, so schenke ein!
Leg was du hast in ihre Mitte.
Durchs Schenken wird man reich allein.

Spar nicht mit deinen guten Worten.
Wo man was totschweigt, schweige nicht.
Und wo nur leeres Stroh gedroschen,
da hat dein gutes Wort Gewicht!

Spar deine Liebe nicht am Tage
für paar Minuten in der Nacht.
Hol sie aus ihrer Dunkelkammer,
dann zeigt sie ihre Blütenpracht.

Spar deinen Mut nicht auf für später,
wenn du mal »was ganz Großes« bist.
Dein kleiner Mut hilft allen weiter,
weil täglich Mut vonnöten ist.

Spar deinen Wein nicht auf für morgen.
Sind Freunde da, so schenke ein!
Leg was du hast in ihre Mitte.
Durchs Schenken wird man reich allein.

Vom Schulwesen in Alt Priebkow

Uwe Thiel aus Dargun

(Beispiel aus dem Manuskript des voraussichtlich Ende 2014/Anfang 2015 erscheinenden Buches über die ländlichen Volksschulen des Kreises Neustettin und ihre Lehrer. Aus Platzgründen sind die Quellen nicht aufgeführt.)

Die älteste Nachricht, dass in Priebkow unterrichtet wurde, ist aus dem Jahre 1742 überliefert. Am 14. Juni des genannten Jahres berichtete Pastor Martin Gottlieb Hohenhausen, dass Priebkow den Winter über einen Schulmeister hält. Dieser hat an Gehalt nur das Schulgeld bekommen. Über dessen Höhe erfahren wir jedoch nichts. Auch 1777 wird in Priebkow ein Schulmeister genannt. Die ersten bescheidenen Unterrichtsanfänge reichen also mindestens bis in das Jahr 1742 zurück.

Der erste namentlich bekannte Lehrer war *Ernst Schramm mindestens von 1805/06 bis 1852*

Über seine Ausbildung gibt es keinerlei Informationen. Da es jedoch zu dieser Zeit so gut wie keine Lehrerausbildung gab, wird

er wohl Handwerker gewesen sein. Er war bis zum 30. April 1851 als alleiniger Lehrer in Priebkow tätig. Seit 1. Mai 1851 hatte er bis Mai 1852 seinen Schwiegersohn als Hilfslehrer zur Seite. Bis dann zum Winterhalbjahr 1852/53 ein neuer Lehrer kam, musste er wieder allein unterrichten

Sein Schwiegersohn war *August Ferdinand Streeck, 1. Mai 1851 bis Mai 1852.*

Er wurde am 22. März 1826 als dritter Sohn des Halbbauern Caspar Wilhelm Streeck in Groß Schwarzsee geboren. Nach der Einsegnung im Jahre 1840 wurde er auf die Ausbildung zum Lehrer von dem Lehrer Mauß in Groß Schwarzsee, vom Prediger Wilß in Pöhlen sowie im Orgelspiel vom Lehrer Lange in Lubow vorbereitet. Im Januar 1845 und 1846 absolvierte August Streeck die Aufnahmeprüfung am Seminar in Köslin. Er wurde zwar für fähig befunden, konnte wegen der großen Zahl älterer Aspiranten jedoch nicht für die Aufnahme berücksichtigt wer-

den. Nachdem der Lehrer Schulz in Pöhlen Ende März 1847 erkrankte und bald darauf starb, verwaltete er bis November die dortige Küster- und Schullehrerstelle. Im November 1847 ging er ein drittes Mal zur Prüfung nach Köslin und wurde endlich in das Seminar aufgenommen. Bis zum Eintritt im April 1848 war er zunächst als Hilfslehrer bei dem Lehrer Gelhaar in Zicker tätig. Er besuchte bis Ostern 1850 den zweijährigen Seminarkurs in Köslin, den er am 23. März 1850 mit dem Prüfungszeugnis Nr. II beendete.

Im Anschluss an die Seminarbildung war er bis zum Antritt seiner Stelle in Priebkow als Hauslehrer in Annafeld bei Flatow in Westpreußen tätig. Am 12. September 1851 heiratete er die Tochter des Lehrers Schramm.

Er musste im Mai 1852 aus dem Amt ausscheiden, da seine Frau nur 5 Monate nach der Eheschließung von einem Kind entbunden wurde. Diese Tatsache wurde vom Pastor als Unzucht ausgelegt und stieß auch beim Superintendenten Zahn in Neustettin auf dessen Missfallen.

Da der Lehrer Streeck nur als Hilfslehrer seines Schwiegervaters interimistisch angestellt war, war Ernst Schramm mindestens bis zur Suspendierung seines Schwie-

gersohnes im Amt. Über diesen Zeitpunkt hinaus unterrichtete Ernst Schramm wahrscheinlich bis der nächste Lehrer kam.

Dieser Lehrer war *Johann Friedrich Radtke Ende 1852 bis 1879.*

Er wurde am 30.1.1814 zu Zülkenhagen bei Bärwalde als Sohn des Lehrers Gottlieb Radtke geboren und wuchs in Stepen bei Bublitz auf. In der Winterschulzeit 1829/30 versah er interimistisch die Schule nebst dem Küsterdienst in Casimirshof bei Bublitz, und vom 1. Mai bis zum Ende desselben Jahres unterrichtete er die Kinder des dortigen Predigers Dittmar. Im Anschluss daran war er zwei Jahre als Hauslehrer bei dem Herrn Landschafts-Deputierten von Dorpowski auf Dolgen tätig, späterhin 1¼ Jahr bei dem Gutspächter Herrn Pieper zu Molstow bei Schivelbein. Vom 5. bis 7.10.1837 absolvierte er in Köslin die Lehrerprüfung für Küster- und Schulstellen und erhielt das Zeugnis No. III. Am 8. Mai 1838 wurde er als Küster und Lehrer in Siedkow bei Belgard angestellt. Vom 27. bis 28.6.1839 unterzog er sich einer zweiten Prüfung in Köslin und erhielt das Zeugnis No. II. Am 9. Oktober 1840 wurde er von Herrn Prediger Meinhof aus Gramenz nach Flakenheide gerufen und zog noch im selben Monat



Erlebtes bewahren

Der Verlust der Heimat war 1945 von Leid und Tragödien begleitet. Vielgestaltig war auch das persönliche Erleben unserer Mitbürger aus der Stadt und dem Kreis Neustettin. Wir wollen dies der Nachwelt und für eine mögliche wissenschaftliche Aufarbeitung erhalten.

Wenn Sie Ihr persönliches Erleben für sich oder Ihre Kinder aufgeschrieben haben, bieten wir im Heimatmuseum Kreis Neustettin/Pommern in Eutin die Gelegenheit zur geordneten Sammlung an. Schicken Sie uns Ihre Aufzeichnungen in Kopie zu. Schicken Sie uns bitte auch Namen, Namenslisten, Pläne und Skizzen von Dörfern, Abbauten und Einzelgehöften. Wir werden sie gerne in unser Museum aufnehmen.

Dr. Siegfried Raddatz

**Heimatmuseum des Kreises Neustettin in Pommern
Schlossplatz 1 · 23701 Eutin**

Postadresse:

Dr. Siegfried Raddatz, Jakob-Böhme-Straße 21, 51065 Köln,
Telefon 02 21-69 87 85, e-mail: raddatz-siegfried@t-online.de

dorthin, nachdem er in Siedkow 2½ Jahre Küster und Lehrer war. In Flakenheide unterrichtete er zwölf Jahre. Mit Beginn des Winterhalbjahres 1852/53 hat Lehrer Radtke das Schulamt in Priebkow, wie es damals üblich war, zunächst provisorisch oder interimistisch angetreten. Im November 1855 wurde er definitiv in Priebkow angestellt. In den 1850er Jahren erhielt er 25–30 Rtl. jährliches Schulgeld. Außerdem erhielt er Feuerungsmaterial von 6¾ Klafter hartem Holz. Von dem baren Gehalt hatte er dem Emeritus Schramm $\frac{1}{3}$ abzugeben, im Jahre 1859 sogar die Hälfte. Zu diesem Zeitpunkt hatte er 8, im Jahre 1860 9 Kinder.

Es soll nicht unerwähnt bleiben, dass Lehrer Radtke in Priebkow einen kirchlichen Gesangverein gründete und von 1874 bis Ende 1877 Stellvertreter des Standesbeamten war.

Im Jahre 1879 ist dem zu Michaelis aus dem Seminar zu Cöslin entlassenen *Seminarabiturienten Paul Wegner, 1879 – ?* die Lehrerstelle in Priebkow mit Beginn des Winterhalbjahres provisorisch übertragen worden. Er war in Berlin, Synode Stolp, am 25. 7. 1857 geboren und wurde am 11. Oktober 1876 in das Kösliner Lehrerseminar aufgenommen. Zu dieser Zeit war sein Vater Lehrer in Boissin,

Synode Belgard. Bis wann Paul Wegner in Priebkow unterrichtete, ist nicht bekannt.

Auf ihn folgte *Franz Michael Friedrich Vegelahn, 1880 bis 1922.*

Er war am 29. September 1849 als Sohn des Kutschers Michael Vegelahn in Saleske, Kreis Schlawe, geboren. Die Vorbildung erhielt er ein halbes Jahr lang bei Küster Pommerening und Pastor Christoph Ludwig Schulz in Marsow. Anschließend war er Schul- und Hauslehrer. Wo er diese Tätigkeit ausübte, läßt sich nicht angeben. Von 1868 bis 1871 belegte er einen dreijährigen Kursus am Lehrerseminar in Bütow. Die Prüfung absolvierte er am 16. September 1871 mit dem Zeugnis Nr. III (genügend). Bevor er nach Priebkow kam, war er mindestens seit September 1874 in Buchhorst, Kreis Belgard, als Lehrer tätig. Von 1877 an unterrichtete er in Hohenwardin, ebenfalls im Kreis Belgard gelegen. Spätestens seit Mai 1880 war Franz Vegelahn als Lehrer in Priebkow tätig. Er hat bis 1922 in Priebkow unterrichtet und noch seinen Nachfolger, Lehrer Zimmermann, »angelernt«. Franz Vegelahn erhielt im Jahre 1902 ein jährliches Grundgehalt von 900 und eine Alterszulage von 100 Mark. Im Grundgehalt war allerdings der Wert des Schullandes

mit 57 Mark enthalten. Außerdem hatte er freie Wohnung, deren Wert mit 120 Mark angegeben wurde. Für die Reichstagswahl 1911 war Franz Vegelahn Wahlvorsteher des Wahlbezirks Alt Priebkow, zu dem Parchlin Gut, Alt Priebkow Gemeinde und Gut sowie Neu Priebkow Gut gehörten. Von 1915 bis 1922 fungierte er als stellvertretender Standesbeamter. Dieses Amt legte er im September/Oktober 1922 nieder, da er mit seiner Frau nach Köslin verzog, wo sein 1880 in Priebkow geborener Sohn als Lehrer tätig war. Dort starb er am 23. September 1924, sechs Tage vor Vollendung seines 75. Lebensjahres. Er

war in erster Ehe mit Henriette, geb. Piske verheiratet, in 2. Ehe mit Auguste Emilie Therese geborene Jahnke, die er im Jahre 1875 geheiratet hat.

Der nächste und zugleich letzte 1. Lehrer war *Arthur Herwarth Berthold Zimmermann*, 1922 bis 4. März 1945.

Arthur Zimmermann wurde am 26.4.1880 als Sohn des Besitzers Hermann Zimmermann und seiner Ehefrau Mathilde Zimmermann geborene Manthei in dem Dorf Brotzen im Kreis Dt. Krone geboren. Um sich für die Aufnahme in ein Lehrer-Seminar vorzubereiten, trat er am dritten Oktober 1894 in die Präparanden-Anstalt zu



Schüler von Priebkow mit Lehrer Arthur Zimmermann, um 1920

Pr. Friedland ein. Nach dreijähriger Vorbereitungszeit unternahm er sich 1897 der Aufnahme-Prüfung für das Seminar in Preußisch Friedland. Die 1. Lehrerprüfung legte er dort am 22. August 1900 ab, die 2. am 18. April 1904 ebenfalls dort. Zu dieser Zeit war Arthur Zimmermann als 2. Lehrer in Suchau, Kreis Schwetz (Westpreußen) angestellt.

Arthur Zimmermann begann seine Tätigkeit in Priebkow am 1. Januar 1922. Er war mit Minna geborene Loose verheiratet. Sie gab Unterricht in Handarbeit.

Bei der Gemeindewahl Ende 1924 wurde Arthur Zimmermann zum Gemeindevorsteher gewählt und am 8. Dezember desselben Jahres in dieser Funktion bestätigt. 1929 erfolgte seine Wiederwahl. Er übte diese Funktion bis zum 17. Januar 1936 aus. 1928 und 1930 wurde er im Schulaufsichtsbezirk Neustettin I, zu dem Priebkow gehörte, als Mitglied in den Kreislehrerrat gewählt. In Priebkow unterrichtete Arthur Zimmermann bis zum Einmarsch der Sowjets, von denen er am 4. März 1945 erschlagen wurde.

Interessant ist, dass die 1. Lehrer sehr lange in Priebkow unterrichtet haben. Ernst Schramm übte mindestens 46 Jahre das Lehramt aus. Friedrich Radtke unterrichtete

27 Jahre an unserer Schule. Franz Vegelahn konnte auf 42 Berufsjahre in Priebkow zurückblicken und Arthur Zimmermann war 23 Jahre an der Priebkower Schule tätig.

Die 2. Lehrer

Der erste bekannte 2. Lehrer war *von 1923 bis 1926 und vom 1. Februar 1929, wahrscheinlich bis Ende 1929 Georg Streitz.*

Er wurde am 14. Januar 1899 in Kallies, Kreis Dramburg geboren, wo sein Vater, Wilhelm Streitz, als Ackerbürger lebte. Ostern 1913 wurde er in die Präparandenanstalt in Dramburg aufgenommen, von der er Ostern 1916 abging. Die Aufnahmeprüfung an das Lehrerseminar in Dramburg absolvierte er am 13. März 1916. Im Juli 1923 wurde Georg Streitz in Priebkow einstweilig als 2. Lehrer angestellt. Ab September/Oktober 1926 war er vorübergehend in Bärwalde-Abbau und in Mossin tätig. Zum 1. Februar 1929 kam er wieder nach Priebkow. Bis wann er hier unterrichtete, entzieht sich unserer Kenntnis.

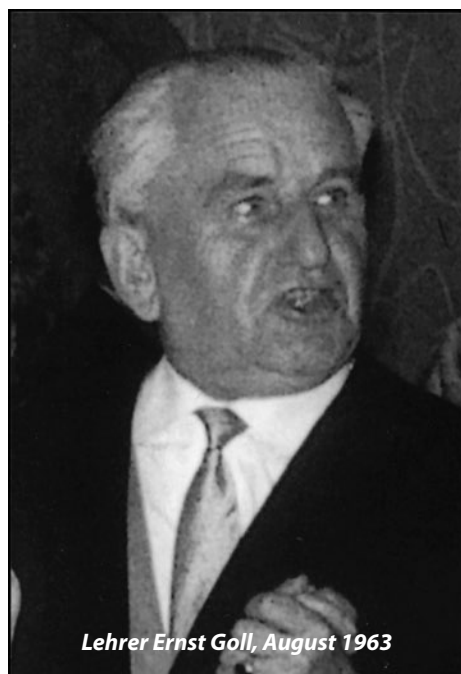
Ihm folgte während seiner Abwesenheit *vom 3. 3. 1926 – 31. 1. 1929 Herbert Wilhelm Hermann Knepel.*

Herbert Knepel wurde am 23. Januar 1897 in Swinemünde als

Sohn eines Ober-Bahnassistenten geboren. Er besuchte von Michaelis 1914 bis Ostern 1915 die Präparandenanstalt in Dramburg. Die Aufnahmeprüfung an das Lehrerseminar in Dramburg absolvierte er am 8. März 1915. Anschließend leistete er in Pölitz bis Michaelis 1915 und danach bis zum 3. März 1916 in Dramburg seinen Militärdienst. Die Ausbildung am Lehrerseminar in Dramburg beendete er am 19. März 1920 mit der 1. Lehrerprüfung. Seit dem 3. März 1926, nachdem er seine 2. Lehrerprüfung in Alt Priebkow abgelegt hatte, wurde Herbert Wilhelm Hermann Knepel endgültig im Schuldienst als 2. Lehrer angestellt. Er unterrichtete fast drei Jahre in Priebkow. Zum 1. Februar 1929 wurde er nach Mossin, ebenfalls im Kreis Neustettin, versetzt.

Anfang 1930 wurde Adolf Krause endgültig als 2. Lehrer in Priebkow angestellt, im gleichen Jahr jedoch, wohl ab Oktober, nach Groß Born versetzt.

Am 19.10.1931 legte der *Schulamtsbewerber Hans Otto Albert Minx* seine 2. Lehrerprüfung in Alt Priebkow ab. Die erste Prüfung absolvierte er am 28.03.1924 in Köslin. Da seit der Versetzung von Adolf Krause bis Ernst Goll die 2. Stelle antrat, diese unbesetzt war, ist es wahrscheinlich,



Lehrer Ernst Goll, August 1963

dass Hans Minx zumindest einige Monate in Priebkow tätig war. Er wurde am 2.11.1902 geboren. Seit dem 1.4.1932 unterrichtete Hans Minx in Schöneichen im Kreis Stolp (PKfL).

Vom 1. Oktober 1931 bis zum 31. Dezember 1936 war Ernst Albert August Goll als 2. Lehrer in Priebkow tätig. Er wurde am 2. August 1899 in Pielburg geboren. Sein Vater, Gustav Goll, war in Pielburg Postbote und mit Auguste Looock verheiratet. Am 28. September 1927 heiratete Ernst Goll die am 7. November 1900 in Glowitz, Kreis Stolp, geborene Buchhalterin

Martha Emilie Johanna Sell. Die Ausbildung absolvierte Ernst Goll an der Präparandenanstalt und vom Januar 1919 bis zum 30. Juni 1921 am Lehrerseminar in Köslin. Am 1. Juli 1921 hatte er dort seine 1. Lehrerprüfung abgelegt, die 2. Prüfung absolvierte er am 27. Februar 1930 an der Volksschule in Kleintuchen, Kreis Bütow. Er unterrichtete vom 1. Oktober 1931 bis zum 31. Dezember 1936 in Alt Priebkow. Ab dem 1. Januar 1937 war er bis zur Flucht Lehrer in Dimkuhlen, Kreis Belgard. Nach der Vertreibung, Ostern 1946, war er in Tornesch, Kreis Pinneberg, als Lehrer tätig, wo er am 5. Juli 1969 starb.

Der letzte 2. Lehrer in Priebkow war vom *1. Januar 1937 bis zum 27. Oktober 1938 der Schulumtwerber Paul Bratz.*

Er wurde am 27. Oktober 1912 geboren und war nur etwas länger als ein Jahr in Priebkow tätig. Bereits zum 1. Februar 1938 wurde er an die Schule von Wallachsee, ebenfalls Kreis Neustettin, versetzt.

Die 2. Lehrer wohnten meistens zur Miete im Dorf. Lehrer Bratz wohnte beispielsweise bei Willi Nitz. Ernst Goll hatte von Priebkow kommend auf dem ersten Hof rechter Hand in Bärwalde eine Unterkunft.

Nachdem Lehrer Bratz nach

Wallachsee versetzt worden war, unterrichtete Lehrer Zimmermann als alleiniger Lehrer.

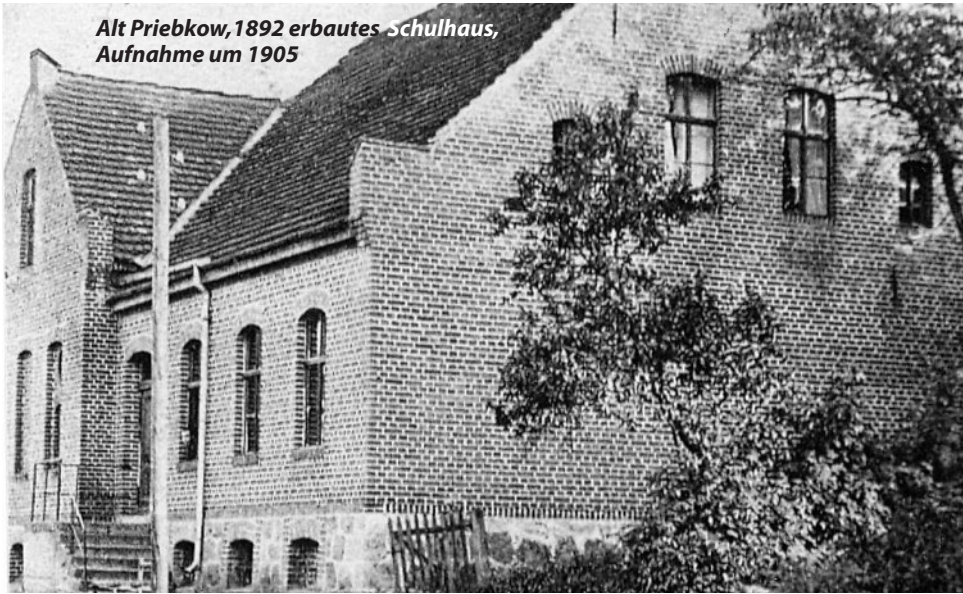
Das Schulgebäude

Die erste gesicherte Nachricht über das Vorhandensein eines Schulgebäudes geht in das Jahr 1853 zurück. Aus den Akten geht jedoch hervor, dass es bereits früher ein Schulhaus gegeben hat, seit wann, ist jedoch unbekannt.

Bereits die Gemarkungskarte aus dem Jahre 1861, die u. a. auf der Grundlage einer Karte von 1857 entstand, weist das Schulgrundstück auf dem Flurstück aus, auf dem sich die ›neue‹ Schule auch heute noch befindet. So ist wohl mit größter Wahrscheinlichkeit davon auszugehen, dass sich mindestens das 1853 erbaute Schulhaus bereits an gleicher Stelle befand.

Das ›neue‹ und heute noch existierende Schulhaus wurde 1892 in massiver Rotklinker-Bauweise mit Hartdach errichtet. In diesem Gebäude befand sich auch die Dienstwohnung für den 1. Lehrer, die drei beheizbare Zimmer hatte. Wirtschaftsgebäude (Stallungen) gehörten ebenso zum Schulgrundstück wie etwa 6,9 ha Dienstland. Auf Grund des 44jährigen Besitzes erfolgte die Eigentumseintragung der Schulgemeinde in das Grund-

*Alt Priebkow, 1892 erbautes Schulhaus,
Aufnahme um 1905*



buch am 25. Juni 1902. Das bedeutet, dass die Gemeinde seit 1858 Besitzer des Grundstücks und der Schule war.

Heute wird das Schulgebäude, an dem äußerlich kaum bauliche Veränderungen vorgenommen worden sind, als Wohnhaus genutzt und ist innen entsprechend um- und ausgebaut. Allerdings ist das Gebäude 2007/08 verputzt worden.

Da das Schulgebäude nur einen Klassenraum hatte, war in einem gegenüberliegenden Bauernhaus – es gehörte Karl Bülow – ein Raum angemietet und als Unterrichtsraum eingerichtet worden. Es ist nicht bekannt, seit wann.

Dieser Unterrichtsraum nahm

vom Anger aus gesehen die gesamte rechte Hausseite ein. Man betrat das Haus durch die Haupteingangstür und befand sich zunächst auf dem Flur. Von dort gelangte man durch eine sich gleich zur rechten Hand befindlichen Tür in den Klassenraum.

So hatte jede Klassenstufe einen eigenen Raum. Die Klassen 1 bis 4 wurden in dem angemieteten Raum, die Klassen 5 bis 8 in dem neuen Schulgebäude unterrichtet. Der angemietete Klassenraum wurde nur so lange genutzt, so lange ein zweiter Lehrer an der Schule tätig war. Das bedeutete, dass mit der Versetzung von Lehrer Bratz nach Wallachsee ab dem 1. Februar 1938 nur noch im Schulhaus



unterrichtet wurde, da Lehrer Zimmermann seit diesem Zeitpunkt alleiniger Lehrer war. Seit dieser Zeit begann der Unterricht morgens früh mit der Klassenstufe 5–8. Ab der 3. Stunde – ca. 10.00 Uhr – wurde die Klassenstufe 1–4 unterrichtet. Wenn es der Fall war, dass alle 8 Jahrgänge zusammen Unterricht hatten, widmete sich der Lehrer in der Hauptsache den unteren Jahrgängen, während die Jahrgänge 5 bis 8 mit Lesen oder dem Schreiben von Klassenarbeiten u.ä. Dingen beschäftigt wurden.

Der Schulhof befand sich auf dem kleinen Dorfanger, von der Schule aus gesehen, rechts neben dem Dorfteich.

Nach den Weihnachtsferien fand in Priebkow kein Unterricht mehr statt. Die Schule diente nun



als Unterkunft für Flüchtlinge, zunächst aus Ostpreußen, später auch aus weiter östlich gelegenen Kreisen Pommerns.

Die Schüler

1846 besuchten nur die Kinder aus Alt Priebkow die Schule. Die Kinder aus Neu Priebkow und der Hasselmühle gingen gastweise zur Schule nach Koprieben. Im Jahre 1852 besuchten auch die Neu Priebkower Kinder die Schule von Alt Priebkow. Ob das seitdem ständig so war oder erst seit 1892, seitdem die »neue« Schule existierte, ist nicht bekannt. Fest steht allerdings, dass die Neu Priebkower Kinder seit 1903 in Priebkow eingeschult waren. Die Kinder der Hasselmühle gingen nach Neu Koprieben in die dort seit 1901 bestehende Schule. In welche Schule zu der Zeit die Kinder der Jungfermühle gingen, ist nicht bekannt. Sicher ist, dass auch die Kinder dieser Mühle in den 1930er und 1940er Jahren nach Neu Koprieben eingeschult waren.

Für das Jahr 1774 sind 16–20 Schulkinder verzeichnet. Fast 80 Jahre später, im Jahre 1852, besuchten etwa 80 Kinder die Schule. 1902 gingen 72 Kinder in die Priebkower Schule. 1928 waren es 28 Knaben und 33 Mädchen, also 61 schulpflichtige Kinder. 1932

wurden 76 Kinder unterrichtet. Davon waren 39 Knaben und 37 Mädchen.

Im Jahre 1928 und 1932 wurde die Priebkower Schule als zweistufig bezeichnet. Das bedeutete, dass jeweils vier Jahrgänge in einer Klassenstufe (Klasse) zusammengefasst waren. Welche Einteilung früher bestand, wissen wir nicht.

Schulaufsichts- oder Inspektionsbezirke

Bis zum Inkrafttreten (am 1. Oktober 1919) des Gesetzes vom 18.7.1819 über die Aufhebung der Ortsschulinspektion wurde die Aufsicht über die Schulen von der Kirche wahrgenommen. Der Pastor war der zuständige Orts- oder Lokalschulinspektor, der Superintendent war Kreisschulinspektor.

Alt Priebkow gehörte mindestens seit 1590 stets dem Kirchspiel Koprieben an, so dass der jeweils dort amtierende Pastor der Lokalschulinspektor war.

Im Jahre 1898 gehörte Priebkow zum Kreisschulinspektionsbezirk Tempelburg I. Kreisschulinspektor war der Superintendent Schröder in Tempelburg I.

Im Laufe der folgenden Jahre wurden die Zugehörigkeiten zu den Kreisschulinspektionsbezirken mehrfach geändert und Neueinteilungen durchgeführt.

1. Lehrer	von	bis
Ernst Schramm	mindestens 1805/1806	1852
August Ferdinand Streek	1. Mai 1851	Mai 1852
Johann Frierich Radtke	Ende 1852	1879
Paul Wegner	1879	?
Franz Michael Friedrich Vegelahn	1880	1922
Arthur Herwarth Berthold Zimmermann	1. Januar 1922	4. März 1945

2. Lehrer, Gehilfen, Präparanden		
Georg Streitz	1923	1926
	1. Februar 1926	?
Herbert Wilhelm Hermann Knepel	3. März 1926	31. Januar 1929
Adolf Krause	1930	
Ernst Albert August Goll	1. Oktober 1931	31. Dezember 1936
Paul Bratz	1. Januar 1937	27. Oktober 1938

Ab dem 1. Oktober 1913 gehörte Priebkow zur neuengerichteten hauptamtlichen Kreisschulinspektion Dramburg I. Durch die Regierungsverfügung vom 15. März 1926 wurden die Schulaufsichtskreise Neustettin neu eingeteilt. Von nun an gehörte Priebkow zum Schulaufsichtskreis Neustettin I unter dem Schulrat Popp in Neustettin. Mit der Regierungsverfügung vom 22. März 1932 wurde Priebkow zum Schulaufsichtskreis Neustettin II, ehemals Neustettin I, unter Schulrat Gehrke gelegt. Aber bereits im April 1932 wurde durch die Regierung in Köslin eine Neueinteilung der Schulaufsichtskreise vorgenommen. Seitdem gehörte Alt Priebkow zum Schulaufsichtsbezirk Bad Polzin unter Schulrat Wegner in Bad Polzin. Diesem Schulaufsichtsbezirk ge-

hörte Priebkow wohl nur einige Jahre an, da letztlich der Schulrat Gehrke bis 1945 die Aufsicht über sämtliche Schulen des Kreises führte.

Mit dem Inkrafttreten des Schulunterhaltungsgesetzes vom 28. Juli 1906 am 1. April 1908 wurden die Gemeinde Alt Priebkow, das Gut Alt Priebkow und das Gut Neu Priebkow zu einem sogenannten Gesamtschulverband zusammengefasst, der bis Ende 1928 bestand. Im selben Jahr wurden nämlich mit Beschluss Nr. 14410/28 vom 18. Dezember die Güter Alt und Neu Priebkow mit der Gemeinde Alt Priebkow vereinigt. In diesem Zusammenhang wurde der Gesamtschulverband in einen sogenannten Eigenschulverband umgewandelt.

Uwe Thiel

Taufengel in Pommern

Wusterhanse, Kirchenkreis Neustettin

Kirchenbau Turmlose Fachwerkkirche
mit dreiseitigem Ostschluss, 1728

Taufengel

Datierung: 1. Hälfte 18. Jahrhundert
Maße: ca. 1,30 m
Art: schwebender Taufengel
Aufhängung: ursprünglich Seil mit Kugeln
heute Stange
Standort: südlich neben dem Altar über dem Taufstein
Restaurierung etwa 2000

Beschreibung

1912 hieß es: »Wusterhanse Mater: Eingepfarrt Kasimirshof; Filial a. Zülkenhagen, b. Balfanz; Col-latz. Wegen Wusterhanse das Ge-schlecht derer von Zastrow. We-gen Zülkenhagen und Balfanz das Geschlecht derer von Glasenapp; Patrone Besitzer der Güter.«

Die Patrone ließen die Kirche er-bauen und stifteten auch die In-neneinrichtung. Davon zeugt der geschnitzte Gethsemane-Altar von 1736. Rechts und links befin-den sich am oberen Altaraufsatz an prominenter Stelle die Wappen der Stifterfamilien von Zastrow und von Glasenapp.

Im Denkmalinventar von 1934 heißt es: »Vor dem Altare hängt ein

Taufengel, in strengerer Haltung hinzugefügt.« Das Gesicht ist in der Tat ungewöhnlich streng. Die linke Hand trug die Taufschale, die erhobene rechte zeigt eine auffallende Gestik. Daumen und kleiner Finger sind abgespreizt, der Zeigefinger eingeknickt und Ring- und Mittelfinger miteinander ver-bunden. Eine Fotografie zeigt die Geschlossenheit der Ausstattung. Im Osten der Altar, davor der schwebende Taufengel, im Süden erhöht das Patronatsgestühl, im Norden der Beichtstuhl und die Kanzel sowie das bis an den Chor-raum reichende Kastengestühl für die Gemeinde. Der vorhandene neugotische Taufstein deutet da-rauf hin, dass der Taufengel seit dem späten 19. Jahrhundert nicht



mehr in Gebrauch war. Heute hängt der Engel rechts neben dem Altar, darunter steht der noch genutzte Taufstein.

Der Altar, die Kanzel und auch der Taufengel sind etwa um 2000 restauriert worden. Zwei vorherige Farbfassungen sind dokumentiert. Auf der nicht datierten Fotografie aus der Zeit vor 1934 sind die Ränder, die Schärpe und Teile der Flügel wahrscheinlich golden, das Gewand ist hell.

Eine weitere Farbfassung zeigt das Untergewand gelb, übrige Teile des Gewandes blau und rot. In der heutigen Farbfassung ist das Untergewand weiß, der obere Teil des Obergewandes ultramarinblau und unterer Teil hellblau. Die Stulpen der Ärmel sind silbern, und der obere Rand der Flügel ist vergoldet.

Brigitte Becker-Carus
Taufengel in Pommern
Tomas Helms Verlag, Seite 184 – 6

LEBEN MIT TIEREN

Walter Mertins

Tja, wie war es damals für mich als Zwölfjähriger im Februar und März 1945 in der Rückerinnerung der Kriegs- und Nachkriegszeit?

Je älter ich werde, desto häufiger wandern meine Gedanken in die alte, verlorene pommerische Heimat. Es ist schon ›des Merkens würdig‹, dass meine besonderen Erinnerungsbilder dabei häufig bei den vielen mitleidenden Tieren

stehen bleiben. Auch für sie war die Zeit voller Lebensbedrohung und gefühltem Leid. Und unser Leben und das der Tiere waren gleichzeitig in Gefahr. Erinnerungen – das heißt auch zugleich eine Auswahl aus dem Leben selbst!

Unsere Flucht aus Stepen vor der Roten Armee mit einem Pferdewagen vom Gut und gelenkt von Herrn Rudolf Schiewe hatte in der Ortschaft Groß Pobloth vor Kolberg ein Ende gefunden. Die Front hatte uns überrannt. Von der Hauptverkehrsstraße hatten wir uns in ein etwa 50 Meter entferntes, leeres Tagelöhnerhaus

zurückgezogen. Wir, das waren zwei Fahrzeuge, die Familie Zickuhr mit vier Personen, unsere Mutter, mein Bruder Kurt und ich.

Unsere Fluchtwagen wurden in der nahen Gutsscheune untergestellt, und dort standen auch unsere Pferde.

Die aufregende Fluchtstrecke der Nacht aus der brennenden Stadt Belgard hatte mit Sicherheit dazu beigetragen,

dass unsere hochtragende Stute, das frühere Reitpferd des Gutsinspektors, ein Fohlen zur Welt brachte. Es war ein wunderschönes Tier, dunkelbraun im Feld mit einer weißen Blesse vor der Stirn.

Für uns Jungs, meinen Bruder Kurt, Heinz Zickuhr und für mich war es – wie soll ich es sagen – mitten im Kriegsgeschehen etwas ganz Besonderes, so etwas zu erleben.

Auch die Erwachsenen gingen in die Scheune, um die stolze Pferdemutter und ihr Fohlen anzusehen. Die Zeit verging mit einer nicht zu beschreibenden Spannung.



Martin Freitag



Irgendwann waren Geräusche von der nahen Straße zu hören. Eine nicht enden wollende Zahl von russischen T34-Panzern ratterte von dem Frontgeschehen zurück. Gleichzeitig zogen polnische Einheiten an die lärmenden Kampflinien. Die T34-Panzer hatten vorne und hinten quer über die Stahlverkleidung an den Seiten mit schweren Ketten Kiefernstämme befestigt bzw. gespannt. Und darauf angelehnt am Fahrzeug lagen die russischen Soldaten. So sah also die bewegliche Rote Armee aus! Wir konnten so erken-

nen, dass die russischen Einheiten bei heftigem Widerstand geschont wurden.

Während des Truppenwechsels fragte meine Mutter einen polnischen Offizier, der sehr gut Deutsch sprach, ob und wie wir wohl wieder in unser Heimatdorf zurückkehren könnten. Er gab uns den Rat, noch einige Tage zu warten, bis sich das Frontgeschehen weiter zum Westen verlagert habe; aber dann sollten wir aufbrechen.

Wenn wir länger bleiben würden, kämen wir an Ort und Stelle zum Arbeitseinsatz.

Diesem Vorschlag folgten wir dann auch.

Herr Schiewe hatte für unser Fohlen vorne im Wagen einen kleinen Verschlag gebaut. In regelmäßigen Abständen wurde das Trier zum Trinken herausgehoben. Nach einigen Übungen hatte die besorgte Stutenmutter diesen Vorgang auch akzeptiert.

Im übrigen kannten die Pferde unsere Stimmen, denn sie wurden ständig gestreichelt, und sie lebten ja auch mit uns quasi in einer Notgemeinschaft.

Nach einigen Tagen hatte sich das Frontgedonner weiter weg nach Kolberg und Treptow verzogen, und wir kamen eigentlich gut voran Richtung Heimat. Als wir auf der schier endlos wirkenden Strecke durch den Kiefernwald nach Kiefheide fuhren, passierte es. Plötzlich tauchte ein Panjewagen besetzt mit mehreren russischen Soldaten auf. Daneben ritt ein Offizier auf einem erschöpft wirkenden Pferd. Für uns war ein Ausweichen in den Wald einfach nicht mehr möglich. Ohne Absprache mit Familie Zickuhr fuhren wir mit den zwei Gespannen ruhig weiter. Bloß keine Angst zeigen, dachten wir. Als wir fast vorbei waren, kam der Ruf »Stoj, stoj!«. Der Offizier sagte, auf unsere Stute zeigend: »Welch ein Pferd, das

muss ich haben.« Herr Schiewe konnte ein bißchen Russisch und hat es uns später übersetzt. Seine Sprachkenntnisse aus dem 1. Weltkrieg hat er aber zum Eigenschutz nie bekannt gemacht, weil er sonst sicherlich in große Schwierigkeiten gekommen wäre.

Zurück zur Situation: »Was sollten wir machen?« Das schöne Reitpferd musste ausgespannt werden. Mit Gesten und Worten versuchten wir, auf das kleine, dann mutterlose Fohlen aufmerksam zu machen. Herr Schiewe hob es noch einmal aus dem Verschlag und ließ es trinken. Auch der Hinweis, dass es ohne Mutter verhungern würde, fand kein Gehör. Die Forderung war ein Befehl!

Unsere Bitte an die Soldaten, das kleine Fohlen zu erschießen, wurde abgelehnt. Mir kamen die Tränen, aber ich versuchte, sie so gut ich konnte zu verbergen. Später meinte Herr Schiewe, ich hätte meine Tränen offen zeigen sollen, denn die Russen hätten Kindern gegenüber ein gutes Herz und eine weiche Seele.

Als Ersatz bekamen wir ein abgehetztes und mageres, kleines Panjepferd. »Ein armer Gaul!« so sagten wir früher. Aber immerhin, so konnten wir wenigstens weiter fahren.

Ein kleines Stück hinter unse-



rem Wagen haben Herr Zickuhr und Herr Schiewe das Fohlen dann getötet. Für uns alle war es furchtbar. Dieser Krieg! Herr Schiewe war ein frommer, naturliebender Mann, und ihm ging dieses Ge-

schehen noch tagelang sichtbar nahe. Auch wir waren tief betrübt. Der Tod und das geliebte Leben so unmittelbar nebeneinander.

Am nächsten Dorfausgang haben wir auf einer Wiese eines

verlassenen Hofes ein am Fuß verletztes Pferd eingefangen. Es lahmt stark, und die Verletzung am linken Fuß oberhalb des Hufes sah böse aus. Herr Schiewe meinte allerdings: »Das kriegen wir wieder hin.« Es wurde hinten an unseren Wagen angebunden und kam also mit. Herr Schiewe forderte uns Jungs auf, immer wenn wir pinkeln mussten, dies auf den kranken Fuß des Pferdes zu tun. Schon nach einigen Tagen begann die Wunde tatsächlich zu heilen.

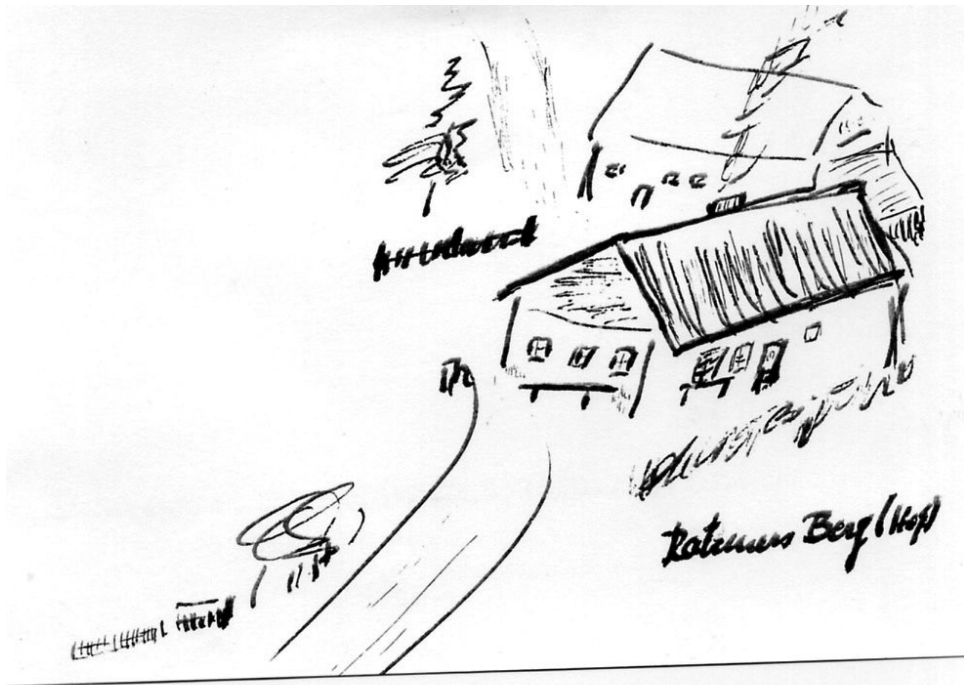
Ich erinnere mich an ein weiteres bildhaftes Erlebnis mit Tieren, als wir – kurz aus dem Dorf Drensch kommend – uns unserem Heimatdorf Stepen näherten. Auf der kleinen Anhöhe neben dem Bauern Nitz tauchte ein Rudel Hofhunde von ca. zehn Tieren auf, die nach der Flucht offensichtlich verwildert waren. Sie blieben in einer angemessenen Entfernung stehen und nahmen mit erhobenen Köpfen Witterung auf, wurden dann unsicher und verschwanden schnell hinter dem Hügel in Richtung des Mühlensees. Wir waren wohl nicht die »richtigen« Heimkehrer. Diese rührende Begrüßung hat uns bewegt und beschäftigt. Wem mögen die Hunde wohl gehört haben? Die Sorge, was mit ihnen geschehen wird und ob sie wohl ihre Besitzer wiedergefun-

den haben, hat uns in Gesprächen traurig gestimmt, denn wir wussten ja schon, dass viele ehemalige Bewohner nicht zurückkommen würden.

Als wir uns unserem Heimatdorf näherten und uns in Höhe des sogenannten Lustgartens (des Gutsgartens) befanden, empfing uns ein vielstimmiges Gebrüll hungriger und durstiger Kühe. Etwa 500 Tiere waren auf dem eingezäunten Innenhof des Gutes eingefangen, man könnte auch sagen eingepfercht. Uns, die wir auf dem Lande mit Vieh aufgewachsen waren, taten die klagenden Rufe richtig weh!

Auf Vorschlag unseres Fahrensmanns Herrn Schiewe fuhren wir auf seinen Hof, auf den im Dorf so genannten »Ratzmers Berg«, weil man von dort aus sich nähernde russische Soldaten rechtzeitig erkennen konnte. Aber kaum waren wir dort, waren sie auch schon auf dem Weg mit ihren unvermeidlichen Kalaschnikows und ordneten an: »Morgen rabotti!«

Nachdem wir es uns so einigermaßen auf »Ratzmers Berg« eingerichtet hatten, wollten wir nur eins wissen: »Wie sieht es bei uns auf dem Hof aus?« Wenn man von Osten – also von Schönwalde aus – kam, war es das erste Grundstück im Dorf.



Meine Mutter, mein Bruder Kurt und ich ›tüffelten‹ also los, aber nicht auf dem Dorfweg, denn aus Angst vor den ›Siegernächten‹ gingen wir hinter den Höfen Engfer, Graun und Bauer Ramlow entlang zu uns in Richtung ›Zuhause‹.

Aber wie sah alles aus? Im Nachhinein kann ich meine Eindrücke kaum beschreiben, denn damals boten die Häuser nach dem Frontgeschehen im verlassenen und ausgeplünderten Zustand einen unbehausten Anblick. Meine Gefühle aber änderten sich schlagartig, als wir in unse-

ren Torfstall reinguckten und uns plötzlich unser Hund ›Mohrchen‹ entgegensprang. Welch eine große gegenseitige Freude!

Sie war eine schwarze Mischlingshündin mit einem weißen Vorhemd auf der Brust. ›Mohrchen‹ konnte sich überhaupt nicht wieder einkriegen! Solch eine ausdrucksstarke Wiedersehensfreude habe ich später in meinem Leben bei Tieren nie mehr erlebt. Leibhaftiges Glück! Wir alle waren tief gerührt.

Als wir am 26. Februar auf die Flucht gingen, war ›Mohrchen‹ bei der Abfahrt nicht da. Offen-

sichtlich hatte sie sich irgendwo verkrochen. Wie viele Ängste der Verlassenheit, des Todes und des Hungers hatte sie in der Zwischenzeit (in den drei Wochen) wohl erlebt? Ja, und nun waren wir wieder da! In den nächsten Stunden und Tagen wich sie nicht mehr von ›unseren Hacken‹, wie wir zu Hause in Pommern dieses Verhalten nannten. Stets war ›Mohrchen‹ in Sicht- und Berührungsnähe.

Nachdem wir zusammen mit Familie Fick in unser Haus eingezogen waren – die verbliebenen Deutschen wohnten aus Angst vor Übergriffen stets zusammen – bekam unser ›Mohrchen‹ die schreckliche Hundestaupe. Sie verkroch sich tief in ihrer Hundehütte. Mit großer Mühe konnte man sie mit ein bißchen Milch herauslocken. Mehrere Male habe ich ihr mit lauwarmem Wasser die völlig verklebte Nase, die Augen und die Ohren gereinigt, bis die couragierte Nachbarsbäuerin Frau Fick dem Leiden kurzentschlossen ein Ende gesetzt hat.

Zu unserem Aufenthalt auf ›Ratzmers Berg‹ fällt mir noch ein Erlebnis ein. Aufgrund des Frontgeschehens und der Kämpfe hatten wir keine Hühner. Sie waren entweder geschlachtet, totgeschossen oder verwilderten. Sie waren daher eine Rarität, und

Hühnereier waren eine ganz besondere Kostbarkeit.

Wir Jungs hatten verwilderte Hühner gesehen und machten uns auf die Jagd sie einzufangen, und dies war gar nicht so einfach! Heinz Zickuhr, mein Bruder Kurt und ich hatten auf dem verlassenen Bauernhof Raddatz am Ende des Dorfes einige entdeckt. Unter Strauchwerk hatten wir sie eingefangen, indem wir uns einfach raufgelegt haben und sie dadurch einklemmten. Ein paar Zwerghenen fingen wir in der Nähe des Inspektorenhauses Bülow ein, und wir waren sehr froh, denn sie legten ab und zu ein Ei und bereicherten so unsere Mahlzeiten. Die Hühner wurden im Eckschuppen, der sich zwischen Stall und Wohnhaus befand, vor den häufig auftauchenden Rotarmisten versteckt.

Aber nun muss ich noch über ein weiteres Erlebnis mit Tieren erzählen. Aufgrund der Tatsache, dass meine Großmutter und Mutter geschickte Näherinnen waren, wurden sie von dem Kommandanten der Kolchose sehr geschätzt. Sie hatten sehr viel zu tun und hatten auch eindeutig Privilegien. Als Spezialist genoss man halt Vorteile!

Als Deutsche im Dorf waren wir die einzigen Besitzer einer Kuh. Dies muss dem polnischen Bürger-

meister, der von den Russen eingesetzt worden war, mehr als geärgert haben. Sein Herz war voller Groll. Eines Tages hat er tatsächlich unsere tägliche Milchquelle einfach aus dem Stall weggeholt. Meine Mutter ist sofort zum russischen Kommandanten gelaufen und hat den Diebstahl gemeldet. Und er ist stehenden Fußes mitgekommen und hat mit Geschimpfe und Drohungen den Bürgermeister gezwungen, die Kuh eigenhändig in unseren Stall zurückzubringen. Welch eine Blamage für ihn! Ich glaube, das hat er uns nie vergessen. Seit dieser Zeit durften wir unseren Stall – auf Genehmigung durch die Kommandantur – abschließen.

Ja, und dadurch konnten wir auch heimlich ein Schwein halten und groß füttern.

Wie kam es dazu? Folgende Vorgeschichte: Hinter der Stepener Mühle, ca. zwei Kilometer vom Dorf entfernt, befand sich der Hof des Bauern Wolfram. Dieser Hof wurde weiter voll bewirtschaftet. Ein während der Kriegszeit dort tätiger, zwangsverpflichteter, junger Pole hatte sich in die hübsche Bauerstochter verliebt und hatte, als die Rote Armee kam, angegeben, dieser Hof gehöre ihm und die Bewohner seien seine Familie. Also auf diesem Hof gab es noch

Viehbestand. Nach Absprache zog eines Abends meine Mutter mit ihrer Freundin Anna Tesch los, um dort ein kleines, junges Ferkel zu holen. Unsere Mutter berichtete später von dieser aufregenden Unternehmung. Zweimal mussten sie sich mit dem kleinen, jungen Ferkelchen im Kartoffelsack in die Büsche schlagen, weil ihnen laute, angetrunkene Russen auf dem Weg entgegenkamen. Aber das Beängstigende war der Umstand, dass ihre schwerhörige Freundin jedes Mal laut fragte: »Anna, was ist los, warum müssen wir uns verstecken?« Unsere Mutter war gezwungen, ihrer Freundin den Mund zuzuhalten.

Noch eine Geschichte, eine erlebnisstarke Begegnung mit Tieren im Herbst 1945, und zwar mit Schafen. Ein gleichaltriger zwölfjähriger Junge aus Westpreußen und ich waren zum Schafehüten abkommandiert. Dieser Junge, Gerd Loch, und ich ›tüffelten‹ also schon in Herrgottsfrühe zur Stepener Schäferei, die etwa eineinhalb Kilometer vom Dorf entfernt in der hinterpommerschen Hügelkette lag. Wenn wir dort ankamen, stieg in der Regel die Sonne erst aus dem Nebelnachthemd. Die kleinen Hügel waren durch Reif weiß gefärbt. Die Schafe rannten, aus dem Stall kommend, sofort

los, um Futter zu suchen. Aber ›Schoppehüten‹ ohne Hund ist schwere Laufarbeit, den ganzen langen Tag! Die Hammelherde war schwer zusammenzuhalten.

Ein altes Schaf hat uns besonders viel Mühe und Sorgen bereitet, denn häufig blieb es auf der Strecke erschöpft liegen. Einfach liegen lassen wollten wir es auch nicht. Wir hatten auch Angst, dass die Russen die genaue Zahl der Herde kennen würden. Also haben wir es daher abwechselnd auf den Armen oder auf der Schulter getragen. Heute kommt mir bei dieser Erinnerung eine Darstellung vom sorgenden Schäfer in den Sinn. Ein Schäfer trägt das kranke Schaf

auf seinen Schultern. Manchmal fällt mir dann auch das Lied der Christlichen Gemeinschaft aus dem Reichsliederbuch ein: »Weil ich Jesu Schäflein bin ...«

Ja, so war es! Mir sind Erlebnisse mit Tieren in der damaligen schlimmen Zeit noch sehr lebendig. Tiere sind nicht nur Nutztiere, sondern Mitgeschöpfe auf dieser Erde.

Von Johann Wolfgang Goethe soll der Satz sein: »Jedes Tier hat uns etwas zu sagen«.

»Ganze Welten von Liebe werden notwendig sein, um den Tieren ihre Dienste und Verdienste an uns zu vergelten.« (Christian Morgenstern)

Gefangenenpost

Seit gut sieben Jahren beherbergen wir etwa 600 Briefe und Postkarten, von uns bezeichnet als Gefangenenpost. Diese wurde ab 1944 von gefangenen deutschen Soldaten aus vielen Kriegsgebieten an Angehörige in Neustettin gerichtet und hat ihre Empfänger infolge der Kriegereignisse – Einnahme Neustettins und des Kreises durch die Rote Armee und das polnische Heer – nicht mehr erreicht.

Zu beachten ist, dass diese Post ausschließlich an Bewohner von Neustettin gerichtet ist, nicht an Dorfbewohner!

Mit manchmal kriminalistischem Spürsinn haben wir schon einige Briefe und Postkarten Angehörigen zustellen können – nach über 60 Jahren Postweg!

**Dr. Siegfried Raddatz, Jakob-Böhme-Straße 21, 51065 Köln
Telefon 02 21- 69 87 85, e-mail: mein-neustettiner-land@web.de**

Ursula Rosenow, geb. Knuth
wohnhaft damals:
Forststraße 1

Stephanskirchen, den 30.1.2014

Lieber Herr Dr. Raddatz!

Nach unserem Telefonat erhielt ich Ihre Karte mit den Unterlagen aus meiner unvergesslichen, schönen Heimat. Es gab mir eine Vertrautheit, als würden wir uns schon lange kennen.

Dieses Vertrauen möchte ich an Sie mit meinen Kindheitserinnerungen



zurückgeben.

In den sehr sorgfältig von meinem Mann geführten Unterlagen kann vielleicht einiges im Museum in Eutin noch Verwendung finden.

Mein Mann und ich waren zwei echte Pommeranzen und waren 59½ Jahre glücklich verheiratet. Er war aus dem schönen Tempelburg am Dratzigsee und ich eine Neustettinerin vom Streitzigsee.

Jetzt folgen schöne Erlebnisse aus meiner frühesten

Neustettiner Kindheit!

Die Umgebung der Forst- und der Bismarckstraße ist mir auch heute noch sehr vertraut. Hier spielte sich meine Kindheit mit vielen Freundinnen ab:

Eva Radtke – Vater Kolonialwaren, Edith Habenstein – Vater Viehhändler,
Trude Tilinski

Zur Pestalozzischule war es von der Forststraße 1 doch ein ziemlich weiter Weg, besonders im Winter, die bei uns ja kalt und lang waren. Dick angezogen mit langen, von der Mutter selbst gestrickten,

Nachträglich
alle guten Wünsche für
Ursula Rosenow
zu ihrem 89. Geburtstag
am 9. April 2014

braunen, langen Wollstrümpfen mit Leibchen und hohen braunen Schnürschuhen ging's los. Unter dem von einer Hausschneiderin (Frl. Uske) genähten, dicken Wintermantel wurde als erstes ein Schürzchen getragen, genäht und manchmal bunt ausgestickt, damit das Kleidchen ja nicht schmutzig wurde. Eine Reinigung so wie heute an jeder Ecke gab es nicht – oder doch?

Es ging vorbei an der Molkerei, am Autohaus Jungklaaß, an der Landwirtschaftsschule und der katholischen Backsteinkirche.



In dieser Kirche bin ich nicht einmal gewesen. War das wohl als Evangelische eine Sünde, sie zu betreten?

Gott sei Dank, heute denke ich darüber toleranter. Über den großen Schulhof seitlich ging es dann in die Klasse im 1. Stock. Lehrer? Namen vergessen!

Nach dem Mittagessen zu Hause mussten erst gleich die Schularbeiten gemacht werden, danach durfte ich erst spielen. Im Winter ging's runter zum Streitzigsee. Dort lernte ich Schlittschuh laufen. Ganz gut durchgefroren ging es nach Hause, wo es bei der Omi so gut duftete. In der Ofenröhre brutzelte ein Bratapfel. –

Eva Radtke war auch deshalb eine besonders gute Freundin, weil ich sie oft bat, uns aus dem elterlichen Laden Bonbons zu stibitzen. So viele Glasbehälter waren mit verschiedenen, bunten Bonbons dort gefüllt.

Im Sommer konnten wir oft auf dem Bürgersteig Kreisel und mit Murmeln spielen, oder ein Ball wurde an die Wand geworfen und musste aufgefangen werden. Aufgezeichnete Hüpfspiele und den Kullerreifen mit einem Holzstab in Bewegung setzen. Das ging auch alles deshalb meist ohne Unterbrechung, weil sich kaum auf der Straße etwas bewegte, vielleicht manchmal ein Pferdefuhrwerk. Das hörte man ja durch das Kopfsteinpflaster in der Forststraße lange rasseln.

Einmal in der Woche kam eine Frau mit dem Ziehwagen und rief laut: »Frische Fische!« Edelfische waren es nicht so wie heute, meist nur aus

dem Streitzigsee oder dem Vilmsee. Das war ein billiges und gesundes Gericht, meist einmal in der Woche.

Wenn ich an Edith Habenstein denke, fallen mir immer die von ihrer Mutti ausgerichteten Kindergeburtstage ein. Fein angezogen ging es über die Straße mit einer Sammeltasse in der Hand zum Geburtstag. Mit Edith war ich dann noch gemeinsam auf der Mittelschule. Unsere Lehrerin hieß Fräulein Utz, dann waren dort weiter Frl. Bergmann, Frl. Hartwig und Lehrer Ottchen Christ mit dem kleinen Rohrstock in der Hand.

Im Sommer einmal im Jahr ging es in den Stadtwald zum Kinderfest. Wir trugen weiße Kleidchen, hatten einen Gänseblümchenkranz im Haar und trugen Bogen mit gepflückten Blümchen. Vom Bahnhof Kietz aus ging es mit der Eisenbahn in den Stadtwald, wo die Eltern und Omis und Opis schon auf uns warteten.



Ein besonderes Erlebnis war auf dem Berg, wo die Maussmühle stand, die Überquerung des Zeppelins. Viele Leute erwarteten ihn. Ich glaube sogar, die Zigarre, wie er auch genannt wurde, hieß ›Hindenburg‹.

Während meines Schreibens – es fällt mir mit meinen fast 89 Jahren doch recht schwer – machen sich noch so viele schöne, unvergessene Erlebnisse breit im schönen Neustettin und Umgebung. Alle meine Verwandten kamen aus der Gegend von Hammerstein und Schlochau, einige aus Stolp. Einen Bruder hatte ich. Er besuchte das Fürstin-Hedwig-Gymnasium. Und es gab keine Schulgeldfreiheit, auch keine Lernbücher umsonst!

Der Brauereigarten der Familie Baier erinnert mich noch an ein besonderes Erlebnis: Hannelore (oder hieß sie Rotraud) war eine kleine Freundin von mir! Wenn im Monat Mai die ersten Maikäfer summten, ging's ab in den Garten. Am Zaun zur Bismarckstraße standen die gerne angeflogenen Bäume der Käfer. Mit einer Zigarrenkiste vom

Vater ging's los. Wenn man am Tag diese Bäume schüttelte, fielen die Maikäfer wie betäubt herunter. Aufgesammelt kamen sie – mit grünem Blattwerk ausgelegt – in die Kiste. Sie wurden gezählt, und wer die meisten hatte, war selig!

Ich erinnere mich deshalb so genau, weil meine Eltern in der Nacht aufstehen mussten, um sie alle wieder einzufangen. Hatten diese Biester doch den Deckel aufgestemmt!



Zum Schluss möchte ich Ihnen – lieber Herr Raddatz – nochmals danken dafür, dass ich durch die Überlassung der Unterlagen so intensiv an meine schöne Kindheit denken konnte.

Was ich an Unterlagen von früher beifüge, braucht keine Rückgabe. Vielleicht ist das eine oder andere zu Vorhandenem ein Ergänzung.

Als meine älteste Enkelin ca. 5–6 Jahre alt war (heute 31), sagte sie oft zu mir: »Omi, noch eine Geschichte.« Sie konnte meine Kindheitserlebnisse immer wieder hören.

Ein deutscher Schriftsteller hat einmal gesagt:

»Die Kindheit ist das stille Licht, das uns aus der eigenen Vergangenheit tröstlich in die Gegenwart und Zukunft hinüber leuchtet!«

Mit einem herzlichen Gruß!

Ihre Ursula Rosenow

geboren: am 9. April 1925 in Neustettin, getauft in der Nikolaikirche, dort ebenfalls konfirmiert von Superintendent Horn

Schule: 4 Jahre Pestalozzischule, Mittelschule, ein Jahr Handelsschule Neugebauer in der Viktoriastraße

Krieg: dienstverpflichtet

Heirat: 1951 Dr. med. Rosenow aus Tempelburg, zwei Kinder und vier Enkelkinder,

Januar 2011, mein lieber Mann verstorben

Großeltern: väterlicherseits und mütterlicherseits waren Gutsbesitzer
im Kreis Schlochau-Hammerstein

Adresse: Ursula Rosenow, geb. Knuth, Ulmenweg 3,
83071 Stephanskirchen-Schlossberg, Tel. 080 31-726 38



*Jeder angenehme Augenblick
hat Wert für mich.
Glückseligkeit besteht nur in Augenblicken.
Ich wurde glücklich, da ich das lernte.*

C. VON SCHELLING

Rund um unseren Streitzigsee

Spaziergänge und Ausflüge
nach einem alten Reiseführer



Klosterwald

Im Sommer täglich nachmittags Bootsfahrt nach dem Walde durch ein Boot mit Petroleummotor, das regelmäßig fährt. Abfahrt von der Stelle der Promenade, wo das Kriegerdenkmal steht. Privatboote können gemietet werden. Vom jenseitigen Ufer herrlicher Blick auf die malerisch gelegene Stadt; Spaziergang durch den Wald an den Völkowsee und weiter zur Försterei Karlshorst. Rückweg entweder wieder zu Wasser oder zu Fuß über Domäne Marienthron, wo von der Höhe im Park wunderbarer Blick auf See und Stadt und weiter darüber hinaus ist (zum Besuch des Parkes Meldung beim Domänenpächter notwendig); an einer Stelle noch Mauerreste des alten Klosters. Von dort Rückweg auf der Chaussee zur Stadt, besonders schön bei Sonnenuntergang, zur Linken stets der See.

Stadtwald

Zu Wagen oder zu Fuß oder per Bahn zu erreichen, fünf Kilometer von der Stadt entfernt; fast alle

Züge der Neustettiner-Konitzer Strecke halten nach Bedarf auf dem Haltepunkt Stadtwald, von wo der Weg durch herrlichen Buchenwald zur Stadtförsterei in zehn Minuten führt, die am krebsreichen Stadtsee gelegen ist; auf dem großen, mit Bänken versehenen Platze vor der Försterei häufig Konzerte. Im Walde noch der Kesselsee, früher dem Herthasee auf Rügen mit Recht vergleichbar. Durch den 2100 Morgen großen, meist aus Laubholz bestehenden Wald führt die Chaussee nach Soltnitz; auf der alten Heerstraße, die zum Teil noch neben der Chaussee zu erkennen ist, zog 1812 der französische Marschall Davoust nach Rußland. Im Osten des Waldes an der Bahnstrecke der sogenannte Schloßberg, wo vorzeiten eine Burg stand. – Die Partie nach dem Stadtwald kann mit einer solchen nach dem Hammersteiner Schießplatz verbunden werden; von Neustettin nach Hammerstein per Bahn mit dem ersten Zuge, auf Mittag zurück bis Haltepunkt Stadtwald; im Stadt-

wald bis 5 bzw. 10.30 Uhr abends (für die Bahnfahrt) oder beliebig zu Fuß zur Stadt zurück.

Persanzig und Raddatz

Der Weg geht zunächst auf der Bärwalder Chaussee; auf dem Berge vor Streitzig schöner Blick auf See und Stadt; hinter dem Dorf Streitzig, nicht weit von Persanzig, zur Rechten die Stelle, wo in den 1850er Jahren ein Bohrturm stand, der errichtet war, weil es die Vermutung gab, es möchte ein Salzlager von Kolberg bis zur Quelle der Persante sich erstrecken.

Etwas weiter das Dorf Persanzig, der älteste Ort des Neustettiner Kreises, schon 1268 genannt; in der Nähe die Quelle der Persante und der Rest des 1863 abgelassenen Persanzigsees; hierdurch wurden Pfahlbauten von seltener Ausdehnung (gegen zehn Morgen an Flächenraum) bloßgelegt. Drei Kilometer hinter Persanzig das Dorf Raddatz am gleichnamigen See, in dessen Nähe zwei Burgwälle sich befinden. Das Sehenswerteste in Raddatz ist die Kanzel, welche aus dem Triumphwagen erbaut ist, den die Stadt Wien dem Polenkönige Jan Sobiesky 1683 nach der Errettung vor der Türkengefahr schenkte; er wurde vom Generalfeldmarschall Alexander von Kleist in einem der Schlesischen Kriege erbeutet, und Friedrich der Große

schenkte ihn ihm. (*mittlerweile im Nationalmuseum in Warschau*)

Buchwald und Wurchow 48 km

Man fährt an den Pollacksbergen vorbei durch den königlichen Forst Replin (meist herrlicher Laubwald) macht einen Abstecher an den Veltowsee (dort ein Burgwall), gelangt nach den an einem kleinen See malerisch gelegenen Dorfe Kussow (dies ist auch per Eisenbahnstation Elfenbusch zu erreichen), von dort zum Teil schon durch Parkanlagen nach Buchwald, dem am Lüterssee reizend gelegenen Besitztum des Berliner Bankiers Krause, durch prächtigen Laubwald nach Wurchow, welches zwischen zwei Seen romantisch gelegen ist (die schönsten Aussichten von der Terrasse vor dem Pfarrhause und aus dem Hintergarten desselben); ein altertümlicher Park bemerkenswert; die Gegend ist sagenreich; nördlich von dem Dorfe der versteinerte Hirt mit Hund und Herde; am Virchowsee zwei bedeutende Burgwälle, an welche sich eine der griechischen Sagen von Hero und Leander ähnliche knüpft. Durch den Virchowsee fließt die Küddow dem Vilmsee zu. Der Rückweg kann so eingerichtet werden, dass man den königlichen Galower Wald, die Domäne Galow und das Rittergut Bügen passiert.

Über Tempelburg nach Draheim und Fünfsee

(ca. 60 km)

Man benutzt bis Tempelburg die Bahn, fährt dann mit vorbestelltem Wagen zur Stadt, besichtigt die schönen Anlagen am Dratzigsee, besteigt jenseits der Stadt wieder den Wagen und fährt zunächst bis Draheim, welches malerisch zwischen Dratzig- und Sarebensee (beide durch die Drage verbunden) gelegen ist; dort bedeutende Ruine des Schlosses des polnischen Starosten (Draheim kam erst 1657 bzw. 1668 an Brandenburg); etwas entfernt davon die neue nach den Plänen des Baurates Stieler erbaute freundliche Kirche; Spaziergang durch den Wald zum Königswerder mit selten schöner Aussicht auf das weite Becken des Dratzigsees, über dem man in ansehnlicher Höhe steht; jenseits Buchten mit herrlichen Laubwäldern; es ist ein Punkt, dessen Schönheit selbst weitgereiste Personen entzückt. Dann weiter auf der Chaussee zur Försterei Fünfsee; in malerischen Windungen schlängelt sich die Straße zwischen den bewaldeten Höhen, die an das Selketal erinnern; bei der Försterei Überblick über die Seen, zwischen denen die Drage als kleiner Bach fließt; nicht weit vom Forsthause Reste der alten Raubritterburg. (Den

vollen Eindruck der Großartigkeit dieses Waldreviers gewinnt man aber erst, wenn man zu Fuß von Tarmen aus (nahe bei Bärwalde) über Sternhof in den Wald geht; dann hat man einen vierstündigen Marsch ununterbrochen im Laubwalde; jedoch darf der Weg nicht ohne sichere Anweisung des Försters in Grünwald gemacht werden, oder es ist ein Führer zu nehmen). Die Rückfahrt kann an dem Spitzberge vorbei, dem höchsten Punkte (203 m) im Neustettiner Kreise, über Zicker angetreten werden, welches in der Nähe des Großen Kämmerersees liegt, der sowohl durch die Schönheit seiner Ufer als auch durch Burgwälle und sich daran anknüpfende Sagen bemerkenswert ist. Nachdem neuerdings eine Chaussee von Bärwalde nach Klaushagen gebaut ist, kann Fünfsee und Draheim auch zu Wagen von Neustettin aus leicht erreicht werden; dann kann man mit dieser Partie auch leicht einen Ausflug nach Bad Polzin verbinden.

Alle diese Punkte beweisen, dass sowohl für den Freund der Natur wie auch für den Altertumsforscher Neustettin und Umgebung reiche Ausbeute gewährt.

*Woerls Reisehandbücher
um 1900*

Was der Streitzigsee für Neustettin war

Rudolf Oettinger

Kürzlich saßen wir alten Pommern irgendwo am Rhein bei Bad Godesberg, Neustettiner und Stolper! »Ja, ja – auf unsere Stolpe reimt sich leider nichts«, als ein Rheinlied das andere ablöste.

»Aber auf Neustettin«, sagte ein Neustettiner, »sogar auf den Niesedop, wenn es darauf ankommt!«

Tatsächlich! Wir haben unser schönes Neustettin recht ausgiebig besungen. Woran lag das? Die Stolper waren doch auch ein sehr fröhliches Völkchen – aber sollte das einzig und allein daran liegen, dass sich auf Stolp und Stolpe nichts reimen lässt? Wenn ich darüber nachdenke, so möchte ich behaupten, dass Neustettin eben eine besondere Atmosphäre hatte.

Als ich von Stolp nach Neustettin umsiedelte, spürte ich das ganz unmittelbar. Bald wurde mir klar: Es war der See, der Streitzigsee, der von der Stadt durch einen herrlichen Anlagengürtel abgesondert wurde. »Hier herrscht Friede und Besinnlichkeit«, schien der grüne Laubwald anzudeuten. Hier ist die ›stille Zone‹, in die der geschäftige Alltag nicht eindringen darf!

Von allen Seiten der sich lang hinstreckenden Stadt war man in

wenigen Minuten an seinen Ufern. Der See gehörte allen Neustettinern – ganz gleich, ob sie in der Bahnhofsnähe oder am fünf Kilometer entfernten westlichen Stadtausgang wohnten. Jedem gehörte der See mit seinen gepflegten Anlagen, seinen Spielplätzen und seinen Ruhebänken. Der See barg ein ausgleichendes soziales Moment in sich. Er war der schlichten Frau aus dem Volke und ihren Kindern genauso zu eigen wie den anderen Muttis, deren Männer mehr Geld verdienten.

Friedlich saß man an schönen Sommertagen beieinander, plauderte und freute sich am Spiel der Kleinen. Weiße Segel glitten schwerelos über das blaue Wasser. Lustiges Lärmen der Badenden drang im Pianissimo über den sommerlichen See wie die beschwingt untermalenden Geigentöne eines heiteren Konzertes. Leise plätscherten die Wellen an das Ufer. Der Wind spielte friedvoll im Schilf. Man konnte konzentriert leben in Neustettin! Eine glückliche Hand hatten die Stadtplaner gehabt, bewusst oder unbewusst, als sie die ›Stadt am See‹ entwickelten. Man konnte aus dem

Alltag sofort ›in den Urlaub‹ springen. Ein paar Schritte, und man war heraus aus dem Häusergewirr. Die hohen Bäume verdeckten das Stadtufer fast völlig. Nur vor der neuen Blücherstraße waren sie noch nicht soweit. Aber mit der Zeit hätten sie es auch geschafft. Es war, als ob ihre hohen Wipfel raunten: »Hier ist die Stadt zu Ende!« Hier beginnt die Natur, in der Du ›unnatürlich‹ gewordener Mensch eigentlich leben solltest. Daran muss ich immer denken, wenn ich in der großen Seestadt Hamburg täglich eine halbe Stunde des Morgens und des Abends in der vollgepfropften S-Bahn sitze und schließlich noch nicht einmal an einen See komme.

Arme Großstädter, die ihr gar nicht wisst, wie schön es im Sommer in Neustettin war!

Als ein Freund von mir von Neustettin nach Halle versetzt wurde, schrieb er mir: »Wir haben für 300 000 Menschen nur einen kleinen Fluss: die Saale!« Er sehnte sich nach Neustettin und seinem Streitigsee!

Mir geht es heute ganz genauso, denn wir haben in Hamburg trotz allem zu wenig Wasser für die 1,7 Millionen Menschen, wenigstens im Vergleich zu Neustettin.

*Aus einer früheren Ausgabe der
Pommerschen Zeitung,
eingesandt von Hilde Slupinski,
geb. Wachlin, aus Neustettin,
heute Hagen*



Anmeldungen, Abmeldungen, Adressenänderungen
bitte über **Tel. 0 41 81-20 39 116**
oder e-mail: **mein-neustettiner-land@web.de**

Sehr verehrte Leserin, sehr geehrter Leser!
Bitte informieren Sie uns über eine Adressenänderung.
Beim letzten Heft gab es zahlreiche Rückläufe.
Helfen Sie uns bitte dabei, die Kosten niedrig zu halten.
Herzlichen Dank!

Die Neustettiner Dynastie Schreiber

3. Fortsetzung

ULRICH SCHREIBER

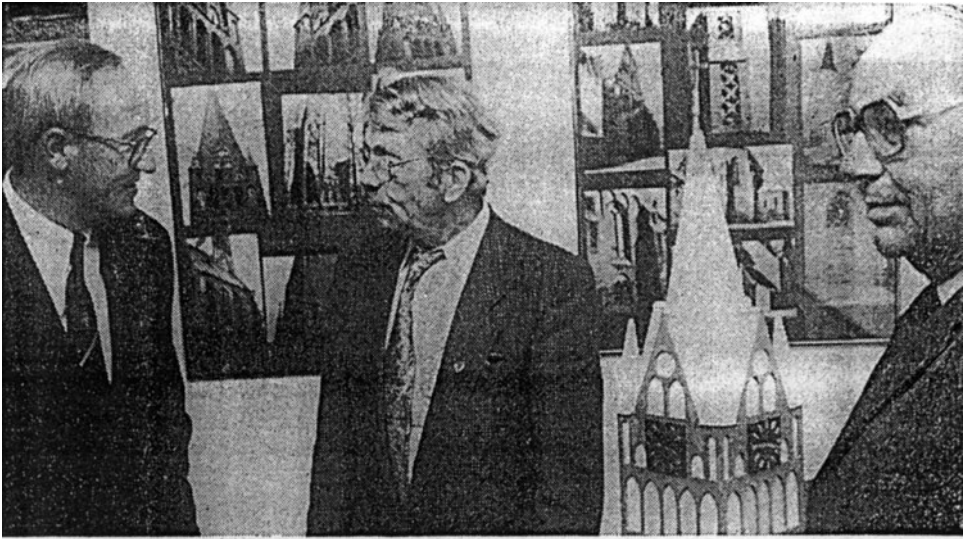
Ulrich Kurt Albrecht Schreiber wurde als erster Sohn von Kurt Schreiber und Ehefrau Eva, geb. Neitzke am 19. Oktober 1921 in Neustettin geboren; ihm folgte am 23. September 1922 sein Bruder Friedrich-Karl Hugo Robert. Ulrich Schreiber verstarb am 21. August 2006 in Borgstedt.

Ulrich Schreiber hatte schon 1945 zusammen mit seinem Vater Kurt Schreiber begonnen, nach Flucht

und Vertreibung seine Landsleute aus der Stadt und dem Kreis Neustettin zu sammeln. Schon im November 1945 gab er für sie ein erstes Mitteilungsblatt heraus. Es ist wahrscheinlich das erste Kreisblatt der Vertriebenen.

Nach der Aufhebung des Versammlungsverbots der Alliierten 1948 entstanden überall in Westdeutschland Heimatvertriebenen-Gruppen. Zusammen mit Wilhelm





Bürgermeister Gernot Grimm und Kreispräsident Rolf Buck gestern zusammen mit dem Vorsitzenden des Heimatkreis Ausschusses, Ulrich Schreiber, bei der Einweihung des Heimatmuseums in Eutin. Fotos: Rolf Röhlh

Hoffmann aus Lottin und Christoph von der Ropp gründete er die Pommersche Landsmannschaft. Er wurde enger Mitarbeiter des am 11. August 1948 gewählten Sprechers Wilhelm Hoffmann. Bei ihrer Pionierarbeit des Aufbaus packten beide überall zu. Durch die Verbindung mit dem »Konvent evangelischer Gemeinden aus Pommern, Pommersches Hilfskomitee« fanden sich viele pommersche Heimatkreisbetreuer. Als Organisationsleiter war Ulrich Schreiber beteiligt an der Gründung der Arbeitsgemeinschaft pommerscher Heimatkreisbetreuer (HKB). Er selbst war Vorsitzender und HKB seines Heimatkreises Neustettin. Zusammen

mit Dr. Oskar Eggert gründete er auch die PLM-Landesgruppe Nordrhein-Westfalen, deren Geschäftsführer er wurde. In dieser Zeit baute er sogar ein »Pommersches Wandertheater« auf.

Bald gab es eine eigene Heimatkreiszeitung *Mein Neustettiner Land heraus*, in der er neben vielen Adressen Geschichten aus der Heimat und Erlebnisse mit den Siegermächten schilderte – was ihn manchmal in arge Bedrängnis brachte. Bis 1954 – dann ging seine Zeitschrift in der »Pommerschen Zeitung« auf – leistete er im Heimatkreis Neustettin und in der Pommerschen Landsmannschaft eine ausgezeichnete Arbeit.

In der folgenden Zeit widmete



er sich seiner Familie und sorgte sich um seine berufliche Existenz. Nach einer kurzen Zeit im Baugewerbe meldete er sich als ehemaliger Fluglehrer wieder bei den Fliegern, nachdem dies durch die Freigabe der Lufthoheit über Westdeutschland möglich wurde.

Als ziviler Berufspilot half er beim Aufbau regionaler Flugunternehmen und bei der Einrichtung des Bäderflugdienstes. Er war der erste deutsche Flieger nach dem Krieg, der wieder auf Helgoland landete – noch zwischen Bombentrümmern! Seine besondere Neigung galt dem Segelflug.

Inzwischen in Pommerns Patenland Schleswig-Holstein ansässig, gründete er in Rendsburg eine

Fabrik, die verschiedene Segelflugzeuge des Typs Greif baute. Parallel dazu wagte er einen Sprung ins Hotel- und Gaststättengewerbe und war vorübergehend Inhaber des Kurhauses in Wyk auf Föhr.

1977 machte er einen Neuanfang in der Bootsbranche und gründete eine eigene Yacht-Charterfirma für den nordeuropäischen Raum.

Der ehemalige Schüler des Fürstin-Hedwig-Gymnasiums in Neustettin, der aber am Kolberger Domgymnasium sein Abitur ablegte, war mit einer Swinemünderin verheiratet und hatte aus zwei Ehen fünf Kinder, zwei Jungen und drei Mädchen. Sie sorgten dafür, dass der Vater immer voller Elan und mobil blieb.

Im Jahr 1980 kehrte Ulrich Schreiber in die landsmannschaftliche Arbeit zurück. Schon in den Jahren zuvor war er oft privat in der Stadt und dem Kreis Neustettin gewesen. Er hatte guten Kontakt zum polnischen Bürgermeister und zum Direktor des Lyzeums im ehemaligen Fürstin-Hedwig-Gymnasium. Viele katholische Pfarrer kannten ihn, denn er ging daran, alle Kirchen zu fotografieren oder zu skizzieren.

In Neustettin und Umgebung kümmerte er sich um dagebliebene Deutsche und insbesondere um die ehemals jüdische Friedhofskapelle am Wasserturm, in der regelmäßig evangelischer Gottesdienst in deutscher Sprache stattfand und heute noch stattfindet. Er kümmerte sich nicht nur um die Dokumentation der ehemals deutschen evangelischen Kirchen, er stöberte an vielen Orten herum, immer auf der Suche nach Aufhebenswertem. Oftmals nicht ganz legal brachte er alles mit für die Neustettiner Heimatstube im Kreishaus. Sie quoll über und über.

Ingrid Klatt berichte mir kürzlich noch, wie sehr sie sich gefreut habe, als er bei einem nicht angekündigten Besuch vor der Tür stand, mit einem hübschen Strauß Kornblumen in der Hand.

Sie habe sich darüber sehr ge-

freut und ihm auch immer wieder geholfen, besonders beim Übersetzen.

Nachdem er so viele Schätze aus der Heimat mitgebracht hatte, erfüllte man ihm einen langgehegten Wunsch und stellte ihm Räume im ehemaligen Marstall des Schlosses zur Verfügung.

Mit großem Einsatz richtete er die Räume ein; er hatte sich sogar ein Feldbett angeschafft, auf dem er manche Nacht ruhte, um am nächsten Morgen schon früh weiterzuarbeiten.

Am 21. Februar 1992 war es dann so weit: Das *Heimatmuseum Kreis Neustettin/Pommern* konnte eröffnet werden. Dieses Ereignis fand großes öffentliches Interesse. Die Wende in Deutschland wie in Polen hatte es ermöglicht, dass auch eine Polnische Delegation an der Einweihung teilnahm, angeführt vom Bürgermeister Neustettins, Herrn Marian Tomasz Golinski, und dem Leiter des Regionalmuseums, Herrn Jerzy Dudz. Mit ihm wurde ein reger Austausch beider Museen vereinbart.

Ulrich Schreibers großer Wertschätzung in Neustettin ist es zu verdanken, dass man eine Plakette am Rathaus entfernte, dessen Inschrift er immer wieder moniert hatte. Darauf stand: »Zum X. Jah-



restag der Rückkehr auf das Land unserer Väter, erkämpft mit dem Blut von heldenhaften polnischen und sowjetischen Soldaten. Wir waren hier vor Jahrhunderten, wir sind hier und werden es sein für ewig. Die Einwohner der Stadt Szczecinek«

Als freundlicher, aber bestimmter und hartnäckiger Verhandler hatte er sich durchgesetzt. Ein Höhepunkt seines Ansehens war ein Konzert in der Nikolaikirche, das er organisiert und bei dem sein Sohn mitgewirkt hat. Es fand statt am 19. Oktober 1992, kurz vor sei-

nem 71. Geburtstag, den er so in seiner Geburts- und Heimatstadt feierte (siehe nachfolgenden Zeitungsbericht).

Schon 1984 war mit Ulrich Schreiber als Vorsitzendem der Neustettiner Kreisverband e.V. gegründet worden. Dieser Verein ist Träger unseres Heimatmuseums.

Auf dem Neustettiner Patenschaftstreffen 1985 stiftete Ulrich Schreiber zusammen mit seinem Bruder Friedrich einen Gedenkstein, der gleich neben dem Museum einen Platz gefunden hat.

Er sollte daran erinnern, dass 675 Jahre vergangen waren seit der Verleihung der Stadtrechte nach Lübischem Recht an das deutsche (später so genannte) Neustettin.

Ich habe Ulrich Schreiber einmal erlebt auf einem Patenschaftstreffen in Eutin Ende der 90er Jahre.

U. a. hatte er eine Tombola organisiert. Der Hauptpreis war ein Sack Kartoffeln aus Pommern.

Mir hat das ausgezeichnet gefallen, sollte es doch ein Brückenschlag von uns nach Szczecinek, nach Pommern, sein. Lange hat er von einer ›deutschen Vertretung‹ in seiner alten Heimatstadt geträumt und sich wohl auch darum gekümmert. Das ist ihm leider nicht gelungen und harrt immer noch einer Verwirklichung – zu dem ein evtl. polnisch-deutscher, deutsch-polnischer Verein beitra-

gen könnte. Aber diese Vereinigung hat sich noch nicht gebildet.

Nach fast 20 Jahren intensiver Heimatarbeit zog er sich aus gesundheitlichen Gründen ins Privatleben zurück. Wenn einem zu dieser Familiengeschichte Thomas Manns ›Buddenbrooks‹ einfallen, so scheint es eine Parallele zu geben, Friedrich entsprach wohl mehr dem Thomas, Ulrich dem Christian.

Am 21. August 2006 ist Ulrich Schreiber in seiner neuen Heimat Borgstedt bei Rendsburg verstorben. Sein Grab ziert ein Propellerflügel.

Dr. Siegfried Raddatz

Mit diesem Beitrag endet der Bericht über die Dynastie Schreiber. Kinder und Enkel von Ulrich und Friedrich werden sie als heute noch Lebende fortsetzen. Wir wünschen ihnen viel Gutes!

Wer Schmetterlinge
lachen hört,
der weiß
wie Wolken schmecken.

AUS FRANKREICH

KONZERT ALS VERSÖHNUNGSBEITRAG

Familie Schreiber organisierte ein Orgelkonzert
in der Kirche in Neustettin

Wir sind bestrebt, eine Versöhnung der Polen, die jetzt unsere Heimat bewohnen, mit denen, die dort einmal ihr Zuhause hatten, herbeizuführen. In diesem Sinne wurde ein Konzert in Neustettins Nikolaikirche geplant, organisiert und durchgeführt, gestaltet von Polen und Deutschen.

Der Vizedirektor, mgr Wiesław Suchowiejko, des ›Allgemeinbildenden Lyzeums‹ in Neustettin (früher ›Fürstin-Hedwig-Gymnasium‹) und ich planten die Veranstaltung.

Mein Sohn, Michael Schreiber, Studium zum Organisten – erklärte sich bereit, als Organist bei diesem Konzert mitzuwirken. Sein Freund, Reinhard Beyer, Opernsänger in Saarbrücken (seine Eltern stammen aus Köslin), übernahm den Part des Bass-Sängers. Von polnischer Seite beteiligte sich der ausgezeichnete Chor des obengenannten Lyzeums.

Damit war die Voraussetzung für ein Konzert im Sinne der Versöhnung gegeben. Alle, so der Bürgermeister und die Stadtver-

waltung, der leitende Pfarrer der Nikolaikirche (heute Marienkirche), weitere Schulen sowie viele Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, unterstützten dieses Vorhaben.

»Auf diese schöne Weise sind die Schreiber nach Szczecinek (Neustettin) zurückgekehrt. Eine solche Heimkehr können sich die Einwohner des heutigen Szczecinek und des ehemaligen Neustettins nur wünschen – sowohl Polen als auch Deutsche.« So schreibt es der Berichtstatter des nachstehenden Artikels, Herr W. Suchowiejko, und deshalb gab er seinem Bericht auch den Titel ›Versöhnung‹.

Das Konzert

Vom 17. bis 20. Oktober 1992 weilte in Neustettin eine Delegation aus Deutschland. Es waren dies Ulrich Schreiber, Hans-Udo Arndt, Michael Schreiber, Reinhard Beyer mit Ehefrau und Eltern und Klaus und Ursula Klützke. Die einladende Seite waren unsere Stadtoberen mit dem Bürgermeister Marian Tomasz Goliński an der Spitze.

Das wichtigste künstlerische, historische und symbolische Ereignis dieser Tage war das Orgelkonzert, das am 19. Oktober 1992 um 19 Uhr in der Marienkirche (früher Nikolaikirche) Konzert haben Michael Schreiber, Reinhard Beyer und der Chor ›Ostinato‹ des ›Allgemeinbildenden Lyzeums‹ mitgewirkt.

Die Idee dieses Konzerts entstand während eines früheren Aufenthaltes Ulrich Schreibers in Szczecinek. Als er bei mir zu Gast war, erzählte er mir, dass sein Sohn Orgel studiert und gelegentlich Konzerte gibt. Das war zur Osterzeit, und ich machte den Vorschlag, dass Michael doch einmal in unserer Kirche spielen könnte. Von meiner Seite garantierte ich die Mitwirkung unseres Chores. Die Orgel in der Kirche ist zwar nicht völlig in Ordnung, aber es ist immerhin eine Orgel. Ich konnte damals nicht ahnen, dass dieses Konzert so schnell stattfinden würde und in einem so gewaltig eindrucksvollen Stil.

An diese Gedanken knüpfte Ulrich Schreiber in Moers/Rhein an. Unser Chor nahm dort an einem internationalen Chorwettbewerb teil. Herr Schreiber, der diesen Aufenthalt unseres Chores finanziert hatte, war anwesend,

und hier haben wir dann die späteren Termine festgelegt.

Der Pfarrer der Marienkirche hat die Idee aufgegriffen und auch der Direktor unseres Lyzeums, Herr F. Kuchniak, hat unserem Plan zugestimmt. Nur der Zustand der Orgel bereitete uns Sorgen.

Sie sollte überholt und neu gestimmt werden. Leider aber war die Orgelbaufirma aus terminlichen Gründen nicht in der Lage, uns zu helfen. So blieb es dann beim aktuellen Zustand, der aber nicht so schlimm schien, dass das Konzert nicht hätte stattfinden können.

Michael Schreiber (Orgel) und Reinhard Meyer (Bass) kamen am 18. Oktober in Neustettin an. Es gelang noch eine Orgelprobe am Abend, aber es war äußerst schwierig. Zum einen war die Orgel nicht ganz in Ordnung, und zum anderen war es in der Kirche bitterkalt, so dass Decken und eine Elektroheizung besorgt werden mussten.

Am Tag darauf wurden noch Einzelheiten des Konzerts besprochen, weitere Proben durchgeführt und einige Programmänderungen vorgenommen. Leider musste man auf Johann Sebastian Bach verzichten, da schnelle Passagen auf der reparaturbedürftigen Orgel nicht zu spielen waren.

Wer nichts weiß, muss alles glauben.

MARIE VON EBNER-ESCHENBACH

Jetzt warteten wir gespannt auf das Publikum. Und das hat uns nicht enttäuscht. Die große Kirche war voll besetzt bis auf den letzten Platz, sowohl von älteren wie auch von jugendlichen Besuchern, weit über 400 Personen!

Anwesend waren u.a. Bürgermeister M. Goliński mit Ehefrau, der Vorsitzende des Stadtrates, G. Misiakowski, der Vizebürgermeister, R. Matuszak, der Direktor des Lyzeums, F. Kuchniak, und auch viele Lehrer der Schulen.

Kurz nach 19 Uhr begrüßte der Pfarrer der Marienkirche, L. Reglinski, das Publikum, wobei er besondere Willkommensgrüße an die deutschen Gäste in ihrer Muttersprache richtete. Das Ansagen der einzelnen Programmpunkte war meine Aufgabe und mir ein Vergnügen, um so mehr, da ich einer der Organisatoren war und dieses Konzert dem ›Geburtstagskind‹ Ulrich Schreiber widmen konnte, denn er wurde eben an diesem Tag, dem 19. Oktober, in Neustettin geboren. Es war auch nicht zufällig. Sein Großvater,

Robert Schreiber, hat 1906 den Grundstein für die Nikolaikirche gelegt, und sein Vater Kurt Schreiber war später stellvertretender Bürgermeister, getauft und konfirmiert in der Nikolaikirche, wie auch das Geburtstagskind. Ulrich Schreiber hatte das ›Fürstin-Hedwig-Gymnasium‹ besucht, und sein Sohn Michael sollte nun als Organist auf der Orgel der Nikolaikirche spielen.

Auf diese schöne Weise sind die Schreibers nach Neustettin zurückgekehrt. Solch eine Heimkehr können sich die Einwohner des heutigen Szczecinek und des damaligen Neustettins nur wünschen, die Polen wie die Deutschen!

Und dann gab es nur Musik. Es soll hier keine genaue Analyse des Konzerts gegeben werden.

Diejenigen, die dabei waren, wissen es genau, und denjenigen, die das Konzert verpasst haben, geben nackte Worte sowieso nicht viel. Ich möchte hier auch noch erwähnen, dass Reinhard Beyer ebenfalls mit Pommern verbunden

ist, denn seine Eltern, die ebenfalls das Konzert besuchten, kommen aus Köslin.

Bei jedem Stück klatschte das Publikum sehr herzlich Beifall, und zum Schluß jubelten alle laut!

Der Ertrag dieses Konzerts wurde für behinderte Kinder bestimmt (in Neustettin ist für diese Kinder eine Sonderschule eingerichtet worden).

Ulrich Schreiber bedankte sich bei allen, die an diesem Konzert mitgewirkt hatten, sowie beim Publikum, dass es so zahlreich erschienen war. Er erinnerte an die markanten Lebensstationen, die

ihn mit dieser Stadt verbinden. Der Kirche versprach er eine Spende für die Renovierung der Orgel.

Wir hoffen, dass es zum nächsten gemeinsamen Konzert – Michael Schreiber und Reinhard Beyer versprochen, in einem Jahr wiederzukommen – möglich sein wird, die Orgel überprüfen und renovieren zu lassen. Wir werden mit Ungeduld warten.

*mgr Wiesław Suchowiejko
übers. v. mgr M. Kuszmar
entnommen
der Pommerschen Zeitung,
Folge 11/93, S. 8, vom 20.3.1993*

termine termine termine termine termine

Patenschaftstreffen der Ratzebuhrer vom 12. bis 14. September 2014 im Hotel MEIN STRANDHAUS (früher Friedrichsruh) in Timmendorfer Strand OT Niendorf, Auskunft: 0221-698785

Bärwalde und umliegende Dörfer:

3. bis 5. Oktober 2014,

18. Patenschaftstreffen zwischen Bad Malente und Bärwalde mit den umliegenden Ortschaften in Malente-Neukirchen im Hotel/Restaurant »Neukirchener Hof«, Hauptstraße 10, 23714 Malente OT Neukirchen.

Auskunft unter: Tel. 039959-20787, Zimmerreservierung unter dem Stichwort 'ehemalige Bärwalder' unter 04523-3362

termine termine termine termine termine

Erste Holzpantinen im Erdbunker gefertigt

Familie Geske flüchtete 1945 und baute sich in Osterholz-Scharmbeck eine neue Existenz auf

Sabine Geske führt den ›Schuhkarton‹ in der Kirchenstraße. Das wissen die Osterholz-Scharmbecker. Doch die Geschichte der Familie kennen nur die wenigsten. Sie begann mit der Flucht aus Neustettin.

Osterholz-Scharmbeck

Im März 1945, kurz vor Kriegsende, kam Herta Geske aus Neustettin mit ihren fünf Kindern in Osterholz-Scharmbeck an. Ihr Mann Reinhold Geske befand sich noch in Gefangenschaft. Der Kaufmann hatte in Neustettin einen Schuh- und Lederwarenhandel betrieben (Preußische Straße 2).

»Wir hatten Glück, wir blieben auf der Flucht von Bombenan-

griffen verschont«, erzählt Helga Geske-Geller, die mit ihrer Mutter und fünf Brüdern als Siebenjährige die Heimat in Pommern verließ.

Zusammen mit anderen Flüchtlingen verbrachten sie eine Nacht in einem Hochhaus an der Bahnhofstraße.»Wir schliefen auf Strohsäcken und bekamen heiße Milch. Am nächsten Tag ging es per Pferdegespann weiter. Wir wurden in die umliegenden Dörfer verteilt. Unsere Familie kam nach Scharmbeckstotel-Settenbeck«, berichtet Helga Geske-Geller. Mutter Hertha kam mit ihren jüngsten Kindern ins Haus der Familie Böcker, und die älteren schliefen bei Bauern im Dorf.

Kurz nach Kriegsende, im Mai





Weihnachten 1950, Wiedereröffnung, von links: Udo, Siegfried, Vater Reinhold, Helga und Klaus

1945, kam Reinhold Geske aus der Gefangenschaft zu seiner Familie nach Scharmbeckstotel. Er versuchte, eine Baracke auf der Flakstellung am Settenbecker Berg zu bekommen. »Leider waren schon alle besetzt«. Nur ein dunkler Erdhügelbunker stand leer und durfte bewohnt werden. Die ganze Familie machte sich ans Werk, um den Bunker wohnlich herzurichten.»Wir hatten kaum Licht, und das Wasser tropfte von der Decke. Zwei Schornsteine waren voll mit Munition«. Der Bunker bestand aus zwei kleinen und einem großen Raum.

»Alles war dunkel, kein Fenster,



1957, Eröffnung des Geschäftes Lederwaren in der Bahnhofstraße 84

nur eine Schießscharte«. In die 80 Zentimeter dicken Wände baute der Vater mit den Söhnen zwei Fenster ein. »Viele Meißel gingen dabei zu Bruch«, erinnert sich Helga Geske-Geller. Es gab weder Strom noch fließend Wasser. Petroleumlampen spendeten Licht, und Wasser holte die Familie von weit entfernten Nachbarn.

Acht Jahre lebten die Geskes im Erdbunker. Sohn Hans-Joachim feierte hier 1946 seine Konfirmation und Tochter Helga noch im Frühjahr 1953. Im Garten vor der Bunkeranlage pflanzte die Familie ihr Gemüse an und hielt viele Kaninchen.»Wir hatten immer



Umbau 1963

Hunger«, erzählt die Geske-Tochter. »Wir sammelten Pilze, Bucheckern und Beeren im Wald.«

Florierender Lederwarenhandel

Vater Reinhold fertigte im Bunker Holzpantinen an und verkaufte sie als fahrender Händler mit dem Rad. Er nahm Kontakte zu ehemaligen Lieferanten auf und organisierte nach kurzer Zeit den Verkauf von Schuhen und anderen Lederwaren im Freien auf dem Scharmbecker Marktplatz. Die ganze Familie half dabei. »Als Lagerraum stellte uns Bauer Segelken am Markt seine Scheune zur Verfügung.« Der Lederwarenhandel florierte. Der Be-

darf an Schuhen war damals groß.

Mit der NSU-Quickly fuhr Reinhold Geske täglich nach Bremen und holte neue Waren im Rucksack. Er war ein fleißiger und erfolgreicher Lederwarenhändler, der mit Unterstützung seiner Familie bereits im Dezember 1950 ein neues Geschäft in der Bahnhofstraße Nummer 60 eröffnete. Im Herbst 1953 verließ Familie Geske den Bunker in Settenbeck. Der Vater kaufte ein Wohnhaus Am Stadtpark. Das Schuhgeschäft lief gut, und schon bald standen Erweiterungsbauten in der Bahnhofstraße an. »Beim Räumungsverkauf 1963 zum Umbau kamen



1957, Eröffnung des Geschäftes Lederwaren in der Bahnhofstraße 84

so viele Kunden, dass wir wegen Überfüllung schließen mussten«, erzählt Helga Geske-Geller. Die Geske-Tochter absolvierte in Bremen ihre Ausbildung im Einzelhandelsverkauf und arbeitete im elterlichen Geschäft.

Bis 1994 betrieb die Familie zwei Schuh- und Lederwarengeschäfte in der Stadt. Eine Nichte von Helga

Geske-Geller, Sabine Geske, führt bis heute die Tradition des Lederwarenhandels im ›Schuhkarton‹ in der Kirchenstraße fort.

*von Monika Fricke
Aus der Zeitung Osterholzer
Kreisblatt vom 18. Juli 2013,
ingesandt von
Frau Helga Geske-Geller
aus Osterholz-Scharmbeck.*

Der eine wartet,
dass die Zeit sich wandelt,
der andere packt sie kräftig an
und handelt.

DANTE ALIGHIERI

Von Nachbarn und anderen lieben Leuten

von Friedchen Schönemann, verh. Lauersdorf

2. Fortsetzung

Herrn Ullmer mochte ich sehr gern, schenkte er mir doch öfter so schöne Blechschachteln mit bunten orientalischen Bildern drauf. Dahinein kamen die Kleider für meine kleinen Püppchen, und die nähte mir Käthe Priebe. Ihr Vater war Schuster. Sie wohnten bei Wolters in der Sonnenstraße. Neben uns stand das größte Haus dieser Straße. Die Mieter unten wechselten oft. Einmal wohnte dort eine Familie Kühl, sie kamen aus Amerika. Eine etwas sonderbare Familie. Der Mann sollte mond-süchtig sein, und die Frau trug so komische Franskleider. Die älteste Tochter Mary hatte viel unter der Stiefmutter zu leiden. Aber niemand kümmerte sich darum. Und in die Schule brachte sie uns Läuse mit und gleich so viel, dass tagelang die Schule geschlossen blieb. Wo diese Familie geblieben ist, weiß ich nicht. Es kamen dann Mörkes aus Blumenwerder, eine nette Familie mit zwei begabten Töchtern, Eleonore und Waltraud. Lorchen spielte gerne und gut Kla-

vier. Ihr Lieblingsstück war die Petersburger Schlittenfahrt. Was einem doch so im Gedächtnis bleibt! Sie zogen später nach Dramburg. Oben in diesem Haus wohnte eine Familie mit damals schon erwachsenen Kindern. Die Mutter war eine schöne, dunkelhaarige Frau und hatte auch schöne Töchter, die beide den Hang zu Höherem in sich spürten. Eine glaubte sich zur Schauspielerin berufen und versuchte ihr Glück in Berlin. Kam sie zu Besuch nach Hause, schön und elegant, sagte mein Vater nur: »Henny Porten ist wieder da.« Und jeder wußte, wer gemeint war. Auch die andere Tochter ging nach Berlin, heiratete dort, glaubte aber, eine begnadete Sängerin zu sein. Sie ließ uns oft teilnehmen an ihrem erhebenden Gesang. Nur der sehr fette Mops kam vor Schreck nicht mehr die Treppe hoch.

Der Sohn war bei den jungen Mädchen recht beliebt. Er war ein guter Tänzer, aber auch in ihm schlummerten wohl geheime Kräfte – glaubte er jedenfalls.



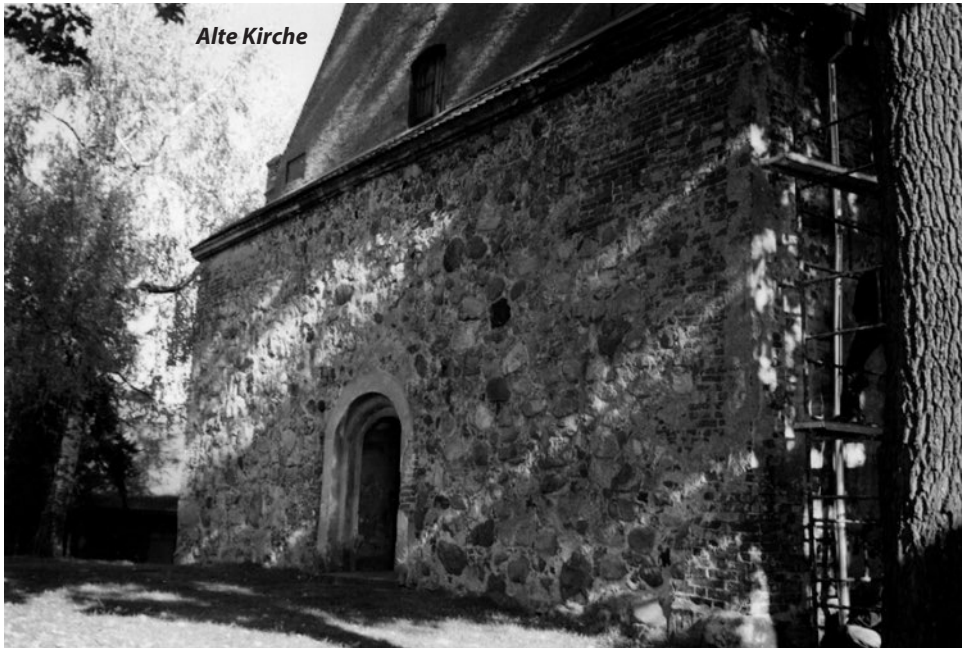
Bitte, liebe Tempelburger, seid nicht böse, wenn dem einen oder anderen meine Worte nicht gefallen. Ich will niemanden beleidigen oder gar wehtun. Ich kann und will aber die Leute von daheim so beschreiben, wie ich sie in Erinnerung habe. Aber für Berichtigungen bin ich dankbar, auch Kritik ist erlaubt.

In Tempelburg gab es eigentlich nur zwei Menschen, vor denen ich als Kind wirklich Angst hatte. Da war vor allem Kalliessen Beling. Wie hieß der Mann eigentlich mit richtigem Namen?

Wenn ich ihn nur von weitem singen hörte, machte ich einen großen Bogen, um ihm nicht zu

begegnen. Sicher tat er niemand was zuleide. Immer hatte er auch einige Hunde bei sich. Man erzählte, er würde sie schlachten und essen. Ob das wohl stimmte? Ich weiß auch nicht mehr, wo er wohnte. Getroffen habe ich ihn meistens vor dem Grünen Baum, wenn ich zur Spielschule ging.

Der andere, vor dem ich fürchterlich Angst hatte, war zwar ein Junge in etwa meinem Alter, aber einige Male habe ich von ihm mächtige Prügel bezogen. Es war Ladilaus Zierott, kurz Ladi genannt. Der konnte mich doch gar nicht leiden, und sobald er mich nur von ferne sah, bückte er sich schon, griff nach seinen Holzpan-



tin, um mich zu verhaften. Diese Feindschaft dauerte bis weit in die Schulzeit. Ach, was kann man als Kind schon für Schwierigkeiten haben!

Schwierigkeiten ganz anderer Art hatte ich mit der Familie Wrase aus der Draheimer Straße, neben Scheddins. Es war wohl eine recht arme Familie, aber wie es mir schien, reich an Kindern, hübsche Kinder, die alle den gleichen, unwahrscheinlich runden Kopf und große Augen hatten, aber auch die gleiche Schnoddernas. Über Winter sah man wenig von ihnen. Da mangelte es sicher an warmer Kleidung und an Schuhen. Aber bei der ersten warmen Frühlings-

sonne quoll die Schar der Kinder aus dem alten Haus. Und jedes Jahr bemühte ich mich vergebens, dahinter zu kommen, wie viele es wohl wären. Ich wußte nie: Ist es ein Neues oder das vom letzten Jahr? Ich habe es nie herausgefunden und weiß es bis heute nicht.

Es gab zu Hause wohl manch arme Familie. Als Kind macht man sich darüber kaum Gedanken. Natürlich kannte ich einige dieser Armen, musste ich ihnen doch, wenn bei uns geschlachtet wurde, Würstsuppe mit geplatzen Würsten bringen. Aber in welcher wirklich großer Not mancher von uns aufwuchs, habe ich erst durch einen Bericht seiner Kinderzeit

von Günter Düring erfahren, der damals in der Fließstraße wohnte. Gewiß, auch meine Eltern waren keine reichen Leute, aber Not habe ich nicht kennengelernt. Es war immer alles da, was wir brauchten. Nach Günters Bericht habe ich mich fast meiner sorglosen Kinderjahre geschämt, ob ihr's nun glaubt oder nicht. Gab es denn damals keine Hilfe für diese Armen? Auch die Wohnverhältnisse waren wohl sehr miserabel. Manches Kind hatte sicher nicht sein eigenes Bett.

Nochmal in die Sonnenstraße. In dem großen Haus neben uns wohnte oben auch noch eine sehr liebe, alte Frau Hennig. Auf ihrer Kommode hatte sie viele hübsche Nippsachen, die ich gerne anschaute. Aber anfassen durfte ich nichts. Auch hatte sie eine große Truhe voll alter Kleider und Hüte. Damit durften wir uns manchmal verkleiden, Hilde Dorow und ich. Hilde wohnte in der Deutschkroner Straße. Ihre Mutter war Witwe und verdiente sich den Unterhalt mit dem Beziehen von Knöpfen mit Stoff. Aber Frau Hennig war nicht nur nett, sondern auch noch zu etwas anderem sehr nützlich. Wollte man wissen, wann, wie und mit wem jemand nachts nach Hause kam, Frau Hennig wußte es. Sie litt sicher an Schlaflosigkeit.

Nebenan wohnte Paul Rach. Der handelte mit Kohlen, Düngemittel und hatte auch einen Leichenwagen. Wie feierlich wurden die Verstorbenen mit dem schönen, schwarzen Wagen und den ganz schwarz verhängten Pferden zum Kirchhof gefahren. Es gab keine Leichenhalle. Die Toten wurden im Haus aufgebahrt. Kofalken Wilhelm machte den Sarg und baute auch einen Katafalk auf. Die Uhr im Totenzimmer wurde angehalten und der Spiegel mit einem weißen Tuch verdeckt. Begleitet von der Trauergemeinde hat Paul Rach so manchen zur letzten Ruhestätte gefahren. Er selbst starb sehr einsam in Schönkirchen. Wenn Paul so richtig wütend war, konnte er brüllen, dass die Wände wackelten.

In unserer Straße gab es noch einen Rach, Gustav, und der hatte die Hochzeitskutsche. Na, war das schön, wenn man damit zur Kirche fahren durfte. Ich hatte nur einmal das Vergnügen. Und hier möchte ich erzählen, wie ich eine richtig schöne Bauernhochzeit erlebte. Marie Abelt, meine Tante und gewiß kein Backfisch mehr, heiratete einen netten Mann aus Machlin. Die Vorbereitungen für dieses große Ereignis begannen lang vor dem Hochzeitstermin. Da wurde geschlachtet, gebacken

und gekocht. Auch ohne Gefriertruhe wußte man alles sehr lange frisch zu halten. Die tiefen Keller waren ein hervorragender Kühlraum. Einladungskarten waren verschickt, und jeder junge Mann, der eine Dame zur Kirche führen sollte, bekam Namen und Uhrzeit auf seiner Karte vermerkt. Zuerst kamen die jungen Paare. Die konnten in der kalten Kirche länger frieren als die älteren Herrschaften. Nachbarn und Bekannte hatten ihre Kutschen und Pferde auf Hochglanz poliert und fuhren zusammen mit der Hochzeitskutsche Paar für Paar zum Gotteshaus. Auf dem Heimweg war die Reihenfolge umgekehrt.

Ein junger Mann, ach was, das sollte er erst noch werden, fuhr mit der Kutsche vor, überreichte mir einen Strauß Alpenveilchen, und ab ging's zur Kirche. Im Hochzeitshaus stand Kofalken Wilhelm in der Tür, und mit seiner Quetschkommode wurde jedes Paar eingespielt, wofür der Gast seinen Obulus auf einen Teller legte. Dann begann das große Speisen, stundenlang, denn es galt, einige Gänge zu bewältigen. Zwischen den Gängen, in einer kurzen Verschnaufpause, wurden Glückwünsche verlesen und die in Eigenarbeit hergestellte Hochzeitszeitung. Hierin wurde jeder



Gast und vor allem das Brautpaar mit kleinen Versen bedacht, lustige Begebenheiten erzählt oder in fröhlichen Lieder besungen. Diese Zeitung ist heute noch in meinem Besitz.

Ach herrje, jetzt habe ich aber etwas sehr Wichtiges vergessen, den Polterabend. Da überreichte man die Geschenke, und es wurden kleine Sketche in entsprechender Verkleidung vorgetragen. Draußen wurden die Nachbarn endlich ihr zerbrochenes Geschirr los. Je

mehr Scherben, desto mehr Glück! Immer wieder ging der Brautvater nach draußen und schenkte den Polterern einen Schnaps ein und reichte Teller mit Kuchen herum. Dieser Abend dauerte bis weit in die Nacht hinein, immer am Donnerstag.

Geheiratet wurde nur freitags, aus gutem Grund. Nach dem großen Essen am Hochzeitstag machte mancher Gast einen ausgedehnten Verdauungsspaziergang, andere zogen sich zu einem Nickerchen in irgendeine Kammer zurück, bis es Zeit für die Kaffeetafel oder zum Abendessen war. Eine Stube war ausgeräumt, um Platz zum Tanzen zu schaffen. Wilhelm spielte seine flotten Weisen, und zwischendurch gab es fröhliche Spiele und Vorführungen. Ich entsinne mich, dass ein Onkel große Bildertafeln gemalt hatte und diese nach Art der Moritaten singend erklärte.

Um Mitternacht wurde der Brautkranz abgetanzt. Nach der Melodie ›Wir winden dir den Jungfernkranz‹ tanzten die noch ledigen jungen Damen um die Braut herum und zogen nacheinander die Nadeln aus dem Haar. Wer die letzte Nadel erwischte, sollte die

nächste Braut sein. Gegen Morgen wurde erst mal das Vieh versorgt. Dann waren ganz dringend einige Stunden Schlaf notwendig. Man musste ja die Nachhochzeit am Sonntag in möglichst gutem Zustand noch überstehen, nochmals viel essen und trinken. So eine Hochzeit war ganz schön anstrengend. Aber es war ein schönes Fest. Und Kofalken Wilhelm sagte sicher wieder zu seiner Emma: »War das eine schöne Hochzeit, dreimal hab ich gekotzt.«

So, woran denke ich als nächstes? Ein paar Worte zu den Kinderfreundschaften. Da fällt mir zuerst Evchen Olawski ein. Das hübsche Mädchen wohnte am Markt, gleich neben der Post. Noch heute könnte ich jede Ecke der Wohnung beschreiben. Wie habe ich Evchen beneidet um das Spielzimmer. Wer hatte das schon, eine ganze Stube nur zum Spielen? Sehr beeindruckt war ich auch von dem wunderschönen, glänzenden Flügel im Herrenzimmer. Vergessen werde ich nie die schönen Stunden, wenn Evchens Eltern uns mit dem Puppentheater schöne Märchen vorspielten.

Fortsetzung folgt

Meine Kindheit in Lübgust und die Flucht

Prof. Dr. Dietrich Severin, Berlin

2. Fortsetzung

Hinter dem Schloss im Park lag der Schlossteich, auf dem wir im Winter Schlittschuh laufen durften. An einem kalten Wintertag fanden mein Freund und ich dort einen toten, steifgefrorenen Fuchs. In der Annahme, Herr von Rohr würde sich darüber freuen und uns gut bezahlen, brachten wir das Tier, waidmännisch auf einem Tragestock aufgehängt, in den Festsaal des Schlosses, wo eine größere Gesellschaft zugegen war. Die Damen waren von dem Fuchs wohl nicht sehr angetan, als wir ihn vor die Füße des Hausherrn ablegten, aber ein Kind besitzt keinen Sensor, der derartige Gefühle der Erwachsenen aufnehmen könnte. Herr von Rohr war Herr der Situation. Er lobte uns, bat uns den Fuchs zum Förster zu bringen und versprach ein gutes Trinkgeld.

Unterhalb und oberhalb des Gutshofes lagen beidseitig der Dorfstraße die Häuser der Landarbeiter. Jede Landarbeiterfamilie besaß einen eigenen Garten und einen Stall. Sie durfte eine Kuh, Schweine und Geflügel halten, und

konnte sich so mit allem Lebensnotwendigen selbst versorgen. Das Futter erhielten sie als Deputat vom Gut. Deswegen bekamen sie wenig Bargeld in die Hand. Jede Familie betrieb ihre eigene Gänsezucht. Nach der Getreideernte wurden die Tiere im Auftrag der Gutsverwaltung jeden Morgen auf die Stoppelfelder geführt. Abends marschierten die schnatternden Gänse wieder heim. Während das Gänseheer die Dorfstraße hinunter zog, verzweigte und verkleinerte sich der Zug. Jede Gans fand ohne fremdes Dazutun ihren Stall. Waren sie schlachtreif, mussten die Leute eine festgelegte Zahl ihrer Gänse an das Gut abführen. Und so war es ein gegenseitiges Geben und Nehmen, wobei die Landarbeiter einfach lebten, neben dem Dienst im Hof auch ihre eigene kleine Wirtschaft versorgen mussten und dabei wohl zufrieden waren.

Die meisten Häuser im unteren Dorf hatten noch kein fließendes Wasser. Das Wasser wurde aus einem großen Ziehbrunnen ge-

Gasthaus Mielke



holt, dessen Ränder im Winter mehr und mehr vereisten. Durch das verschüttete Wasser bildete sich im Winter allmählich ein kleiner Eishügel um den Brunnen, der für Erwachsene gefährlich, uns Kindern aber eine herrliche Schlitterbahn war.

Pommern war die Kartoffel- und Kornkammer Deutschlands. Deshalb belieferte der Staat trotz der Kriegswirtschaft seine großen Güter bevorzugt mit Landmaschinen. Einen großen Modernisierungsschub erfuhr das Gut, als Lübgust fünf Lanz-Bulldogs erhielt. Dieser Ackerschlepper besaß nur einen Kolben, desweiteren vorne einen Glühkopf, der vor dem Anlassen mit einer Lötlampe aufgeheizt werden musste, damit der in den Zylinder eingespritzte

Treibstoff zündete. Das Anwerfen des Motors geschah mit Hilfe des Lenkrades, das zu diesem Zweck seitlich in das große Schwungrad gesteckt wurde. Dieses wiederum sorgte für den Rundlauf der Kurbelwelle. Der nach oben gerichtete trichterförmige Auspuff glich dem Schornstein einer Lokomotive. Mich faszinieren diese Maschinen noch heute, nicht nur wegen ihrer spezifischen, tiefen, stoßartigen Auspuffgeräusche, sondern wegen ihrer für die damalige Zeit genialen Konstruktion und so war mein erster Berufswunsch, Bulldogfahrer zu werden. Wehmut kam in mir auf, als ungefähr zehn Jahre nach dem Krieg die Firma Lanz aus Mannheim in der amerikanischen Firma John Deere aufging, dessen Niederlassung in Deutsch-

land allerdings heute noch sehr erfolgreich ist.

Die Lanz-Bulldogs ersetzen in Lübgust die beiden bis dahin eingesetzten riesigen selbstfahrenden Dampfpflüge, die früher an den beiden gegenüberliegenden Feldrändern aufgestellt wurden und mit ihren Seilwinden einen mehrscharigen Pflug über das Feld zogen. Sie hatten nun ausgedient. Wir Kinder begleiteten ihre letzte Fahrt die Dorfstraße entlang bis zum Bahnhof. Dort wurden sie zerlegt und auf Waggons verladen, um aus Pflugscharen Waffen zu machen. Bald drauf erhielt das Gut drei Mähdrescher, auch diese eine tolle Erfindung, die damals viele Hände in der Landwirtschaft freisetzen. Es war ein beeindruckendes Bild, wie die Bulldogs mit den angehängten Mähdreschern, einer hinter dem anderen, um die großen Getreidefelder kreisten und sie in bis dahin unvorstellbar kurzer Zeit abmähten. Kurz vor Kriegsende bekam das Gut zusätzlich einen neuen, kleinen Schlepper, der mit Holzgas betrieben wurde. Das Gas wurde durch Holzscheite in einem Kessel erzeugt, der hinten auf dem Schlepper aufgesetzt war. Die Asche wurde über einen Deckel nach unten entleert. In einen solchen Aschehaufen bin ich einmal getreten – barfuß, wie wir

im Sommer meistens unterwegs waren – ohne zu ahnen, dass unter der Asche noch die Glut glimmte, die eine große, schmerzhaft Brandblase auf einer meiner Fußsohlen brannte.

In den Vorwerken arbeiteten belgische Ochsen als Zugtiere, die als Beutegut zu uns gekommen waren. Ihr gelb-weißes Fell machte sie für uns zu Exoten, denn in Pommern gab es nur schwarz-weiß gefleckte Rinder. Auf einem dieser Vorwerke, nämlich Friedrichslust, wuchs hinter dem Schweinestall eine Unmenge an Holunderbeersträuchern. Im letzten Lübguster Sommer habe ich dort große Mengen an Beeren geerntet. Unser Milchwagen, der täglich nach Elfenbusch in die Molkerei fuhr, nahm mich und meine Wannens mit, setzte mich in Friedrichslust ab und nahm uns auf dem Rückweg wieder mit nach Hause. In der Zwischenzeit waren die Wannens voll. Die Küche hatte zu tun, um aus den vielen Beeren den Holundersaft zu machen, der meiner Mutter zur Genesung verordnet war.

Zu dem Gut gehörte eine große Brennerei, die Kartoffeln zu Alkohol verarbeitete. In der Brennerei arbeitete eine Dampfmaschine mit einem riesigen Schwungrad. Im Herbst nutzte man ihren Abdampf,

um in einem großen Kessel die Kartoffeln für die Schweinemast zu garen. Wenn der Kessel geöffnet wurde, war eine Schar Kinder zur Stelle, um ihren Teil von den mehligem, an ihrer Haut bereits aufgerissenen Kartoffeln abzubekommen. Kurz vor der Flucht hat der Brenner Radde den teuren Inhalt seiner Fässer in den Rinnsteig laufen lassen, um den Russen die Möglichkeit zu nehmen, sich mehr als ohnehin schon zu betrinken.

Neben der Brennerei stand die große neugebaute Schlosserei, in der die vielen Landmaschinen und die Traktoren repariert wurden. Hier habe ich mich gerne aufgehalten, denn schon in Pommern faszinierten mich Maschinen. Mein erstes Weihnachtsgeschenk für meine Mutter habe ich hier gebastelt, nämlich Ausstecher für Weihnachtsgebäck in Stern- und Tannenbaumform. Die Blechstreifen dazu lieferten alte Konservendosen.

Alle meine Freunde waren Landarbeiterkinder. Mein bester Freund hieß Dieter Ninke. Sein Vater war einer der Vorarbeiter auf dem Gut. Oft bin ich abends noch zu ihm gegangen, wenn seine große Familie am Abendbrottisch saß und ihre Milchsuppe löffelte. In der Tischmitte stand eine riesige Pfanne mit Bratkartoffeln,

aus der jeder nach Bedarf mit seinem Löffel schöpfte. Nie habe ich davon etwas abbekommen, wohl weil die Familie dachte, dieses Essen sei unter meiner Würde, aber in Wirklichkeit hätte ich gerne mitgegessen, denn so etwas Gutes gab es bei uns zu Hause nicht.

Neben den Ninkes wohnte der Briefträger Radatz. Er betrieb eine eigene Bienenzucht. Einen Tag lang habe ich ihm beim Holzhacken geholfen. Als Lohn bekam ich ein Glas frisch geschleuderten Honig, eine große Delikatesse für meine Eltern. Zu kaufen gab es in der Kriegszeit nur den Kunsthonig, der aber auch recht gut schmeckte.

Verglichen zu den Landarbeitern, wohnten wir in einem herrschaftlichen, großen Haus aus Backstein. Vorne war die große Küche mit der Speisekammer und dem Bügelzimmer. Von einem längeren Flur gingen die Zimmer ab, zur rechten Seite das Zimmer meiner Mutter, das Herrenzimmer und das Esszimmer, zur linken Seite das Badezimmer, das Schlafzimmer der Eltern, die beiden Kinderzimmer und auch das Klo, in das mich eines Tages meine Großmutter einsperrte. Der Grund dafür ist mir nicht mehr in Erinnerung. Ich habe mich durch das Abwickeln der Klopapierrolle gerächt, was

Gasthaus Röpke



mein Vater wohl ganz in Ordnung fand, als er mich befreite. In dem einen Kinderzimmer spielten und schliefen meine beiden Schwestern Gretel und Elke. Jeden Sonnabend war Badetag. Dann wurde der große Kesselofen im Badezimmer angeheizt. Vor dem Reinigen durften wir Kinder eine lange Zeit in der Badewanne mit unseren schwimmenden Tieren spielen, wohl ein pädagogischer Trick, um uns die Wanne schmackhaft zu machen. An der Wand über ihr hing der Rohrstock, mit dem wir bei schwerwiegenden Untaten

verdrosen wurden, wenn auch selten. Bei außerordentlichen Vergehen ersetzte die Reitpeitsche den Rohrstock.

Ich hatte ein eigenes großes Zimmer. Über meinem Bett hing ein gedrucktes Foto von Adolf Hitler. Das Foto war mit zwei Hakenkreuzfähnchen aus Papier geschmückt, wie sie während der verschiedenen öffentlichen Feste verteilt wurden. Am 20. April hatte der Führer Geburtstag. An diesem Tag und auch danach noch war das ganze Dorf mit Hakenkreuzfahnen geschmückt. Scherzhaft sagte man

mir, dass die Beflaggung meinem Vater gelten würde, denn sein Geburtstag war ein Tag später.

Während die Kachelöfen der anderen Zimmer vom Flur aus geheizt wurden, hatte mein Zimmer einen Ofen mit einem eigenen Ofenloch. Der Brennstoff war Holz, das im Winter in den großen Gutswäldern geschlagen, mit der Axt zerhackt und in hohen Holzmieten sowie in einen großen Raum unseres Kellers bis unter die Decke aufgestapelt wurde. Das Stapeln fiel in den letzten Jahren unter meine Arbeiten.

Der Flur des Hauses mündete hinten in die Veranda. Sie besaß rundum hochziehbare Fenster. Von hier aus hatten wir einen schönen Blick über unseren großen Garten auf eine dahinter liegende große Scheune eines Bauern und auf die jenseits der Dorfstraße liegende Kirche. Beide Gebäude besaßen je ein großes Storchennest. Unvergesslich wird mir ein grausamer Kampf zwischen den beiden Storchfamilien bleiben. Der Kampf dauerte eine lange Zeit. Immer wieder griff die eine das Nest der anderen Storchfamilie an. Mit den Schnäbeln hackten sie aufeinander ein, bis zwei Störche tot aus dem Nest fielen.

Im vorderen Teil unseres Hauses war das Gutsbüro untergebracht.

Im ersten Stock wohnte der Büroleiter Krummbiegel mit seiner Familie. Ihn habe ich vor allem durch seine selbst eingelegten Salzgurken in Erinnerung, denn so etwas gab es in unserem Haushalt nicht.

Auf der gleichen Etage befand sich auch ein großer Saal. An den Wänden hingen Portraits von berühmten preußischen Feldherren. Erst Jahre später, als ich über die Freiheitskämpfe gegen Napoleon gehört und Abbildungen von Blücher, Scharnhorst und Gneisenau gesehen hatte, erinnerte ich mich an Lübgust und bin mir sicher, dass sie es waren, die mich von den Wänden des Saales aus ansahen. In der Weihnachtszeit wurde der Saal für die Bescherung der Landarbeiterfamilien festlich hergerichtet. Am Heiligen Abend trafen sich hier die Gutsbesitzer mit ihren Arbeitern. Jedem einzelnen Familienmitglied überreichten sie eigenhändig ein Geschenk, den Kindern ein Spielzeug, den Erwachsenen nützliche Dinge wie Strümpfe, Handtücher und Wolle. In diesem Saal arbeitete auch der Sattler, der von öfter auf das Gut kam, um die Pferdegeschirre zu reparieren. Bei ihm hielt ich mich gerne auf. Das frische Leder roch sehr angenehm ebenso wie die mit Pech eingeriebenen dicken Garne, mit denen er die Geschirre nähte.

Schloss/Herrenhaus der Familie von Rohr



Auf dem Boden unseres Hauses befand sich ein abgeschlossener Verschlag, zu dem ich mir allerdings durch Entfernung einer Latte Zutritt verschaffen konnte. Seine zwei Regale waren mit Kartons belegt, und diese wiederum enthielten allerhand schöne Sachen aus der Jugendzeit meines Vaters, wie seine Schnitzwerkzeuge oder eine ganze Armee aus handgroßen Reitern auf bunten Pferden. Oft spielte ich heimlich in dieser Kammer, denn die hier verwahrten Dinge waren zu dieser Zeit noch nicht für mich bestimmt. Auf dem Boden war auch die Räucherammer untergebracht, in der die Schinken und Würste aus der

eigenen Schlachtung hingen. Für den richtigen Rauch sorgte schwelendes Sägemehl. Zweimal im Jahr war Schlachttag. Mit einem Schlag vor den Kopf wurde das Schwein getötet, dann abgestochen, das Blut für die Blutwurst unter ständigem Rühren in einer Schüssel gesammelt, das Schwein in einen Trog gelegt, abgebrüht, danach mit Hilfe eines glockenartigen Schabergeräts von den Borsten befreit, anschließend auf eine Leiter gehängt, bäuchlings aufgeschlitzt und ausgenommen. Danach war für uns Kinder das Interessante des Schlachtfests zuende, bis dann Stunden später die Kesselsuppe fertig war. **Fortsetzung folgt**

Kurt Tucholsky, 1930

Wenn die Börsenkurse fallen,
regt sich Kummer fast bei allen,
aber manche blühen auf:
Ihr Rezept heißt Leerverkauf.

Keck verhöhern diese Knaben
Dinge, die sie gar nicht haben,
treten selbst den Absturz los,
den sie brauchen – echt famos!

Leichter noch bei solchen Taten
tun sie sich mit Derivaten:
Wenn Papier den Wert frisiert,
wird die Wirkung potenziert.

Wenn in Folge Banken krachen,
haben Sparer nichts zu lachen,
und die Hypothek aufs Haus
heißt, Bewohner müssen raus.

Trifft's hingegen große Banken,
kommt die ganze Welt ins Wanken –
auch die Spekulantenbrut
zittert jetzt um Hab und Gut!

Soll man das System gefährden?
Da muss eingeschritten werden:
Der Gewinn, der bleibt privat,
die Verluste kauft der Staat.

Dazu braucht der Staat Kredite,
und das bringt erneut Profite,
hat man doch in jenem Land
die Regierung in der Hand.

Für die Zehen dieser Frechen
hat der Kleine Mann zu blechen
und – das ist das Feine ja –
nicht nur in Amerika!

Und wenn Kurse wieder steigen,
fängt von vorne an der Reigen –
ist halt Umverteilung pur,
stets in eine Richtung nur.

Aber sollten sich die Massen
das mal nimmer bieten lassen,
ist der Ausweg längst bedacht:
Dann wird bisschen Krieg gemacht.



Kirche in Soltnitz/Żółtnica





*Erntezeit
bei Solnitz*